Chiemgauer Volk.

Erinnerungen eines Chiemgauer Amtmannes

von

Hartwig Peetz.

Erstes Bändchen.

Leipzig
A. G. Liebeskind
1892.

Chiemgauer Volk.

Erinnerungen eines Chiemgauer Amtmannes

von

Hartwig Peetz.

Erstes Bändchen.

Leipzig
A. G. Liebeskind
1892.

Inhaltsverzeichniß.

I.

Invaliden und Veteranen im Chiemgau.

Es war um die sechziger Jahre, als in Siegsdorf die Bergknappschaften des damaligen k. Berg- und Hüttenamtes an der Maximilianshütte zu Bergen und zu Eisenarzt das Fest ihrer Schutzpatronin St. Barbara feierten. Eine von Alters her eingelebte Parade war es, welche die Knappschaften an dem Kressenberg in Gegenwart des k. Bergmeisters und seiner Nebenbeamten in ihrer kleidsamen Uniform aufführten.

Unter der Führung ihres Aufsichtsoffiziers trafen zufällig auch die bayerischen Zöglinge des Cadettencorps ein. Sie waren auf einer Instruktionsreise begriffen — die jüngsten Waffenträger des bayrischen Heeres auf dem ältesten historischen Boden der Ansiedelung römischer Legionsveteranen.

Wurden doch im benachbarten Orte Geiselprechting ein Jahrzehent zuvor tabulae honestae missionis auf

einem Acker mitteist des Pfluges aufgefunden. Das waren eherne Tafelduplikate von jenen Originalen, welche auf dem Forum in Rom einst niedergelegt wurden zum Zeugnisse für jene ausgedienten Cohortenveteranen, denen in ihrer Heimat Noricum für treu geleistete Dienste das römische Bürgerrecht verliehen wurde. Welch eine mächtige Spanne Zeit drängte sich von jener römischen Kaiserzeit an bis zur gegenwärtigen Blüthe baierischer Wehrkraft auf diesem Gebiete des Vorgebirges zusammen! Darum sollen Veteranen aller Zeiten unvergessen sein und bleiben.

Während meiner ausgiebigen Dienstzeit in der Eigenschaft als Vorstand des Rentamts zu Traunstein habe ich mit vielen oft seltenen Originalen aus der Reihe vormaliger Krieger und Vaterlandsvertheidiger Bekanntschaft gemacht, so daß selbst der berühmte Wiener Invalidenmaler Friedländer mich um manches Exemplar würde beneidet haben.

Die Veteranen aus dem Tiroler Feldzuge vom Jahre 1809 bildeten darunter die Ehrfurcht gebietenden Senioren, voran der liebenswürdige Großvater Wispauer, ehemals Gastwirth zum goldenen Hirschen, der als baierischer Oberjäger den Sturm auf den Paß Lueg mitmachte. Müde und gebrechlich kehrte ein pensionirter Hartschier, Namens Enzinger von Frauenchiemsee zu Hause, bei mir ein und wußte mir zu erzälen von den grausamen Treffen im Jahre 1809 an der tiroler Grenze. War er doch selbst bei der Kompagnie, welche oberhalb Schnaitzelreut Speckbachers Sohn gefangen. Der Haß zwischen den Feinden wuchs zu fanatischer Wut sich aus, daher

der damalige Kampf an berserkerhafte Riesenbalgerei erinnert. Späterhin lernte ich das schauerliche Terrain zwischen Sonnbachhorn und dem Ristfeuchthorn einerseits und die Schluchten und Wände, welche sich bis Mellek hinab ziehen, anderseits kennen. Und wenn ich schon mit leichter Joppe und Bergstock gehörig angestrengt die schwierigen Steige verfolgte und mir dagegen vorstellte, was in jenem Feldzuge der baierische Soldat nur durch seine eigene Adjustirung in jenen Bergen auszustehen hatte, da lernte ich erst in jedem Mann einen Recken kennen, wie er zu keiner Zeit heldenhafter sich erwies. Der schwere Helm, das wuchtige Gewehr nebst monströsem Lederzeug, der drückende Tornister fielen dem Mann noch nicht so lästig, als der unpassende Stiefel und der lumpige Stoff der Montur.

Den Gefallenen vom Jahre 1812, welche jenem Völkerelend unter unsäglichem Jammer erlagen, wollte König Ludwig I. von Baiern durch ein Denkmal in der Stadt München die letzte Ehre erweisen, indem er am Obelisk die ehernen Worte einfügen ließ „Auch sie fielen für das Vaterland!“ Jene Wenigen aber, die nicht zu jener Hekatombe der Dreißigtausend gehörten und sich auf fast wunderbare Weise aus der blutgetränkten Schneewüste mit äußerster Anstrengung zurück zu schleppen noch gerade genug Kraft besaßen, diesen ward damals kein Empfang bereitet, ja man scheute sich fast die Bejammernswerten in den Heimatgemeinden wieder aufzunehmen, waren sie doch meist dem traurigsten Loose des zwingenden Bettels verfallen. Daß man von Seite

des Staates oder der Volksvertretung gegen diese traurigen Opfer französischer Brutalität zu Verpflichtuugen sich bekennen müsse, dieses Zugeständniß war eine gar langsam wachsende Pflanze. Sie bedurfte der Aloe gleich fast eines halben Jahrhunderts, bis sie ihre ersten mageren Blüten getrieben. Die Staatsunterstützungen gewährten den meist hinfälligen Greisen für das Vierteljahr 2 fl. 30 kr. Daher nannte man diese sogenannte Invalidenpension nicht mit Unrecht „den Schnapskreuzer“. Wenige alte Männer, Überbleibsel der großen Armee waren es, welche dieser kargen Gabe sich erst am Spätabend ihres Lebens erfreuen konnten. Nun sind sie alle bis auf den letzten Mann eingerückt zur großen Heerschau.

Meine letzten zwei lebenden Quartalsempfänger ritterten lange in eigenartiger Weise um den bittern Sieg des äußersten Hintermanns.

„Lebt denn der Heigenhauser noch?“ So fragte nach jedem Jahresviertel der gemütliche Achaz von Hörpolding bei Amt an. Und wenn ich nun auf seine vorsichtige Frage mit einem kräftigen Ja antwortete, dann konnte ich die tröstliche Freude auf des Greises würdigem Antlitze ablesen. Kam sodann aber der müde gelaufene Bergamtsbote Heigenhauser von Bergen und flüsterte mir zu, ob sein Kamerad Achaz noch selbst komme um seine Pension zu holen, da befriedigte ihn mein freundliches Kopfnicken sofort, und mit einem „Da feit si' allwei' no nixn!“ verlies er ruhigen Herzens die Amtsstube.

„Grüß Gott selband! Noch nichts eingetroffen?“ So trat nach Umfluß eines jeden Vierteljahres ein Veteran aus Rupolding mich an; ernsten prüfenden Blicks schaute er um sich, als erwarte er endlich eine befriedigende Antwort. Mit strenger Amtsmiene unterstützte ich die Frage mit einem lauten Rufe: Oberschreiber! Noch kein Einlauf aus Petersburg da?

Keiner! brummte es hinter dem Pulte vor.

Hm! Der Zar läßt lang warten.

Wahrlich lang, Alter!

Hats so gewiß versprochen!

Wirklich?

Na! Ob ichs vergessen könnt! Selbst unser seliger König, Vater Max, hat davon gewußt, daß wir drei Brüder alle Schlachten in Rußland ehrlich und tapfer ausgefochten haben. Der schönste baierische Grenadier war aber unser Jüngster. Der fiel im Feuerkampf bei Borodino. Und dafür werde ich als der Letzte wohl die Entschädigung noch erleben?

Sobald das Packet kommt, mein Bester, werd ich Dich gleich rufen lassen!

Nix für ungut! Dann frag ich halt später wieder an.

Der Bedauernswerthe! Die Idee, daß eine Bauernfamilie doch nicht den schönsten Jüngling umsonst für einen fremden Kaiser geopfert haben werde, erfüllte den Armen endlich mehr und mehr, er starb irrsinnig.

Ein dritter Veteran, der die Schrecken vom Kriegsjahre 1812 mit fester Körperkraft überstand, freute sich auf die karge Unterstützung mit 'all der kindlichen Leben=

digkeit eines lustigen Loders. Er betrachtete die etlichen Gulden als angenehme Unterbrechung seines langweiligen Daseins und vertrank dieselben stets in einigen Tagen. Oft lauschte ich seiner Erinnerungen aus der längst vergangenen Zeit des Corsen und lachte ich über seine mit dem Zittern des Alters vorgetragene aber mit blitzleuchtenden Aeuglein lebhaft begleiteten Soldatenlieder, besonders wenn er begann: Haut ihn nieder den Coujon mit der Krücke ins Genicke, daß er kriegt die Schockschwernot! oder wenn er mit Fingerschnalzen und und trutziger Miene sein Leiblied gesungen: Wir Bayern wir stehen wie die Mauern, wir Bayern wir ferchten uns nicht!

An Rußland mahnte sein Ende. Der alte Schmidt Anderl von Eisenarzt betrank sich in Schnaps, legte sich mit seinem Rausch in den Strassengraben, ließ sich vollends darin in kalter finsterer Winternacht einschneien und erfror.

Unter den Invaliden und Veteranen aus dem deutschen Befreiungskriege sah ich viel wackere Männer, meist als Schäfer, Nachtwächter oder Gemeindediener in ihrer Heimat noch gute Dienste leistend, doch allmälig starb einer nach dem andern. Die meisten wurden längst von ihren vormaligen Kriegskameraden, denen zu Hause ein besseres Loos beschieden war, unterstützt. An jedem Zahltage erschien ein gewisser Pöschl von Haslach, die Hand am Mützenschirm, mit möglichst strammer Haltung im Amt und sagte mit soldatischem Ernst: „Es meldet sich die Ordonanz Sr. Excellenz des Herrn Feld=

marschalls Grafen von Pappenheim!" Mit feierlichem Anstand empfing ich den tapferen Greis und mit Rührung empfing er die wenigen Gulden. Auf dem Absatze sich wendend, preßte ihm das Andenken oftmals die Worte heraus: Ein solcher General kommt nicht mehr!

Welch väterliches Verhältniß zwischen dem berühmten Heldendegen und seinen braven Truppen im Felde obwaltete, ließ sich am Deutlichsten im Wirtshause des alten Herrn Ostermaier in Kammer, eines Dorfes nördlich von Traunstein, erkennen. Der behäbige Typus eines glücklichen Landwirts. Ostermaier hat ja auch für des Vaterlandes Befreiung gefochten. Man konnte daher dem Wirt keine größere Freude bereiten, als wenn man ihn an seine Kriegsjahre erinnerte. Dann nahm er den Fremden freundlicher Weise in den Arm, führte ihn in sein Austragstübchen und zeigte da mit dem gerechten Stolz eines vormaligen Reiters seine „Ehrentafel". Dieselbe bestand in einem fein ausgeführten Oelbild, den General Pappenheim in den Trancheen vor Schlettstätt in Feldrüstung, den Finger auf der Generalstabskarte, festen Blickes das feindliche Feuer beobachtend. Ihm zur Seite ein flotter Chevauxleger mit feuerigem Augenpaar und schwarzem Schnurrbärtchen, wie er die Pferde während des Kampfes beruhigt.

Das bin ich! Ja so war's. Zum Andenken hat er mir's an meiner Hochzeit zugeschickt — kann ihn nimmermehr vergessen! Für unseren General gingen wir Baiern alle durchs Feuer! Und der gute Wirt wischte sich die Thräne von der dicken Wange.

Das Jahr 1866 mit seinen unseligen Gelüsten nach einer dritten Großmacht innerhalb deutschen Gebietes brachte genug des peinlichen Bangens über die bayerischen Gaue. Kurzsichtiges Vorurteil von der Presse verblendeter Hetzkapläne verbreitet, beherrschte die Massen des bayerischen Landvolks. Eifrig erwies sich ein Vicar im Gebirge, als der Ruf zu den Waffen die wehrhaften Bursche einberief. Er segnete sie förmlich aus „um recht viel Preußen zu derschießen!" Wie schade um jeden der vielen Tapferen, welche in jenem bedauernswerthen Bruderkriege ihr junges Leben dem großen Mißverständnisse zum Opfer bringen mußten.

Da kehrten denn auch in den Chiemgau der Verwundeten nicht wenige allmälig zurück in die Dorfschaften und Höfe und sagten in ihrem Schmerz, unter den Besiegten gewesen zu sein, ganz anders aus als wie es manche heimischen Kleriker verkündet hatten. Die Invaliden verwandelten sich nachgerade in Missionäre der Aufklärung und gegenseitigen Achtung vor der norddeutschen Kraft und Disciplin. Hoheit! flüsterte der naiv und zutraulich gewordene Bergführer des deutschen Kronprinzen Fritz auf dem Wege nach der Wazmannspitze — Hoheit hätten uns im Jahre 1866 auch anführen sollen, da hätten ma die Preußen „weita nöt 'bluit" (gebläut)!

Der bayerische Krieger hatte seine Kampflust erprobt aber auch bald erkannt, daß damit allein keine Eroberung mehr erzwungen werden konnte. Mit einem

gedrückten Gefühle des Unbehagens meldeten sich die Verwundeten zur Pension und erzählten nicht gern von ihren Erlebnissen an den Grenzen des Königreichs Bayern und von der militärischen Generalprobe an derselbigen Mainlinie.

Etliche dieser Burschen, welche muthvoll ihres Leibes Siechheit in den Kauf genommen, erregten in mir bald besonderes Interesse, denn an diesen typischen Naturen hat sich der bayerische Soldat aus dem Gebirge lebendig vor meinen Augen charakterisirt. Simon W. von Eisenarzt beschrieb mir in kurzen Worten seinen ersten Waffengang bei Kissingen, wie er die ersten Pickelhauben, diese viel bespöttelten Feldzeichen des Preußen, über dem Wasser blinken sah und lustig seine Schützenbüchse drauf los krachen ließ, dabei aber mit seinen Kameraden bald die Ueberlegenheit des Feindes bemerkte, bis ihn ein Schuß in die rechte Schläfengegend bewußtlos niederstreckte. Aus dem Militärspitale heimgekehrt nahm er seine Knechtarbeit wieder auf, und als ich ihn ein Jahr später auf einer Alm antraf, blies er mir auf seinem „Votzhobel“, wie volksthümlich die Mundharmonika genannt wird, schon wieder lustige Ländler auf. Ganz deutlich konnte man dabei das Geräusch der Knochensplitter vernehmen, als hätte der lustige Simmerl eine Handvoll Kirschkerne im Munde.

„Wie's Wildprat han ma' wiedrum zamma gwachsn!“ meinte der muntere Veteran.

Ueber die Almen brütete in jenem Sommer ein

auffallendes Schweigen. Kein Gesang, noch weniger ein melodischer Tonfall des Juhschreis war vernehmbar. Wie ärgerte sich meine Frau, als ihr lautheller Gruß von der Waben auf der Wuhrsteinalpe nicht erwiedert wurde, und sie sah uns doch. Zu dieser Stille verbündeten sich damals jene Senninnen, welche einen „Buab'n" ins Feld ziehen lassen mußten, und ob „Artollerist oder Jager" — ein Herz schlug hier oben auf dem Berge mächtiger in der Sorge um seinen Schatz im Kriege draußen. Wer da den bekümmerten „Dirndln" eine tröstliche Nachricht in ihre Einsamkeit zu bringen Gelegenheit nahm, der konnte bald die nasse Dankbarkeit aus den Augen dieser naiven Schmerzenskinder lesen. Manche hielten ebenfalls nachgerade auch aus in Treue fest, als jene allzeit geschäftigen Kuppler mit scheinheiliger Teilnahme ihr Liebesband mit dem „Kriegskrüppel" zu lösen versuchten um besserer Versorgung willen — so redeten die Versucher den Mägden die Verlockung zur Untreue ein.

Einen jener feschen Liebhaber oder Loder begegnete ich im Jahre 1867 auf der Rechelbergalpe oberhalb Unterwessen. Mit meinem Kulturtechniker vor der Almhütte sitzend bemerkten wir ohnfern hinter einem Felsstück plötzlich einen Kopf vorlugen um da auszuspähen, wer denn bei seinem Moidl wohl zu Gast sei. Der stattliche „Bua" kam bald näher heran und als er mich erkannte, grüßte er mit eigenthümlichem Geschau, dem naiven Ausdruck ländlicher Verlegenheit, nicht ohne schelmische Anwandlung dieselbe zu unterdrücken.

Sebastian W. hieß der hochstämmige Junge der zu seiner Liebsten in „Hoa'gascht"*) kommen wollte.

Er diente als Cuirassier im 1. Regiment zu München, machte den damaligen Kriegslauf von 1866 mit und erhielt in dem Treffen bei Hünfeld von einem preußischen Husaren einen derben Hieb über das rechte Handgelenk, so daß ihm der Säbel aus der Hand und dieselbe fast selbst mit flog.

Nun bezog der tapfere „Wastl" bei dem Rentamt Traunstein eine Pension, über deren Magerkeit er wohl klagte. Und so er mich gebeten ihm zu einer dienstlichen Stellung zu verhelfen und ich ihn befragte, wohin er etwa vorwiegende Neigung verspüre, gestand er mir zu meiner größten Ueberraschung, bei der Eisenbahnstation Uebersee möchte er — Wagenschieber werden!

„Mit Deinem verhauenen Handgelenk?" —

„Aftn is scho wieda grecht!" meinte der starke Bursche.

Und ich stand nicht an ihm wirklich zu diesem Dienst behilflich zu sein.

Nochmals mußte der gute Wastl seine Almerin in Schmerz und Sorge zurück lassen, als er im Jahre 1870 als Landwehrmann wieder ins Feld und diesmal in wirkliches Feindesland ziehen mußte. Da kam ihm aber seines Dienstes praktische Kenntnis zu statten.

Zählte er doch zu jenen Mutigen und fast übermütig Beherzten, welche wiederholt auf der Lokomotive

---

*) Heimgarten.

in den Bahnhof von Orleans mit vollem Dampf unter die überraschten Franzosen hineinfuhren, ohne Schaden zu nehmen.

Welch ein Neid der Sechsundsechziger, als die Pensionen der Siebenziger weit ausgiebiger sich erwiesen. Die kaiserliche blanke Gabe brachte im Gegenhalt zur heimisch hergebrachten Entschädigung nicht geringen Eindruck auf die kleinen Leute hervor. Mein Held wurde seiner Verdienste halber bald zum Bahnwärter an der Rosenheim—Münchener Linie befördert. Nun führte er auch endlich seine Liebste vom Berg heim an den Altar. Es war als sollte zum Glück kein Wunsch mehr übrig bleiben, da kehrte in das kleine Stationshaus das Heimweh nach den Bergen ein und hätt ichs nicht selbst erlebt, wie ein baumlanger Cavallerist darob in Thränen ausbrechen konnte, mir hätte es ein dritter nicht glaubhaft gemacht.

Der Gstatter Paula von Rupolding zählte auch zu den sechziger Invaliden. Bei Hersfeld durch den Waden geschossen erholte er sich zusehends bald und trat in die Rüge der Holzknechte wieder ein. Eines Tages kam der Posthansel mit der Quittung des Paula.

„Woaßt, — fügte er bei — er mag*) nöt wohl kemma, hot eam gä a Baam an au Palf'n (Felsen) onigrennt und i moan ge gar a wen i 's Brüstl eini druckt."

*) Vermag.

Monatelang schwankte Paul's Zustand zwischen Leben und Tod.

Da folgte ich einmal einer Einladung zu einer ländlichen Unterhaltung nach Rupolding und siehe! der Paula bläst die Schwegelpfeife bei einem afrikanischen Hitzgrad auf dem Tanzboden und sauft drein wie ein Spundloch. — Nach etlichen Monaten aber hatte der Posthansel eines Tages nur die Anzeige gemacht, „n' Paula hots aft'n halt dennerscht derbiss'n!" — —

Wer den kraftstrotzenden Uebermut der Rekruten aus den Bergen alljährlich zu beobachten Gelegenheit fand, wie sie nur mit Lederhose und Wadenstrümpfen angethan bei grimmiger Kälte sich schäkernd im tiefen Schnee gewälzt oder mit einander gehakelt haben, daß man sich wunderte wie die markigen Sehnen den Anprall und Stoß aushalten konnten, und wer sich etwa noch erinnern kann, wie nach der unerwarteten Einberufung der Mannschaften zum Kriege im Jahre 1870 die jungen Bursche aus Thal und Wald heraus und die Nacht hindurch zu ihrem Jägerbataillon nach Burghausen und da dieses schon abmarschirt war in Eile fliegend demselben wieder zum Sammelplatz nach Traunstein zurück nacheilten voll Kampfluft und martialischen Jubels, dem konnte trotz der Besorgnis der öffentlichen Meinung, die Franzosen möchten uns überlegen sein, damals kaum ein anderer Gedanke aufkommen, als daß diese endgiltig geschlagen werden müßten durch die weit stärkere Ausdauer unserer reckenhaften Jugend, sofern nur die Führung der Heere in verläßsigen Händen sein würde. Nun

„unser Fritz“ der niemals mehr in deutschen Gauen vergessene Kronprinz von Preußen, war wohl bald der feurigen und schneidigen Bayern bester Herzog geworden. Sie bleiben auch mit seinem ewigen Ruhm durch blutigen Kitt verbunden. Als Friedrich späterhin als Kronprinz des deutschen Reiches gelegentlich der Truppeninspection in Bayern in die Gebirgsgegend um Traunstein kam oder nach Berchtesgaden wiederkehrte, da blieb kein Wehrmann mehr daheim. Mit Weib und Kind zogen sie schaarenweise zu den Feldübungen der Brigaden hinaus um die sieghafte Hünengestalt ihres Heldenführers nochmals von Angesicht zu Angesicht zu sehen und seiner Augen theuren Gruß und seiner tapferen Faust kameradschaftlichen Handschlag entgegen zu nehmen. Wie weinten da die wetterbraunen Vertheidiger der uns heiligen Erde vor Freude und Rührung bei den freundlichen Fragen des unvergleichlichen Fürstensohnes.

„Kriegskamerad? Wo haben wir uns zum letzten Mal gesehen?“ so hörte ich selbst manchem Gespräche auf der Anhöhe von Erlstätt zu.

„Kaiserliche Hoheit! bei Sedan!“

Heute sinds 13 Jahre! Da wars noch heißer als heute! und der Kronprinz reichte dem Veteran die Rechte vom Pferd herab.

„Sind das Euere Kinder?“

„Ja Hoheit! Sie wollen Eana halt aa schaugn! Hob i doch viel von Eana scho vozält!“

„Recht so Kinder! Vergeßt nur nicht, was euer braver Vater für das Vaterland geleistet!“

„Vergessen's a gwiß net!“ antworteten die Jungen.

Nur ein Veteran getraute sich dem hehren Feldherren nicht näher zu treten, obgleich er ihm zugewinkt hatte.

Derselbe hat sich nämlich seine bronzene Kriegsmedaille aus soldatischem Stolz, weil im Todeskampfe bei Orleans erworben, vergolden, sie auch auf seiner Joppe heute im Sonnenlichte prangen lassen — aber kurz zuvor raunte ihm ein Nachbar zu: „Peter! bal' der Kronprinz dei' falsch Bildl da'kennt loßt er di ei'spirrn! und dadurch erschreckt, blieb ihm die wertvolle Genugtuung verweigert, den geliebten Feldmarschall grüßen zu dürfen.

Wunder waren es, Wunder in der Verwandlung der Volksseele, die der leutselige Prinz bewirkte, so auf der Bergfahrt wie auf dem Manöverfelde — so viel Herzen hat wohl kaum je ein Sterblicher erobert!

Ihm zu Ehren und Andenken trägt auch der Bürgermeister von Sch. Namens Weiser seinen roten Vollbart.

Und das kam so:

Die Gemeinde besteht aus mehreren an die Waldhänge des Geigelsteingebirgs eingebetteten Ortschaften Raiten, Schleching, Ettenhausen 2c. Daß da die Jugend schon frühzeitig Interesse an Jagd und Schießübungen gewinnt, ist in der einsamen Abgeschlossenheit dieses westlichen Forstgeheges im Thale der tiroler Ache begründet. Durch den Umgang mit dem Forstpersonal wächst die Neigung zum Schützenberuf. Nun der junge Weiser dem lauten kaiserlichen Heerrufe folgen mußte, da war

er schon von Haus aus ein gediegener verlässiger Scharfschütze.

Aber wie stellte sich zu den großen Weltfragen sein Vater?

Als es im deutschen Lande keinen verborgenen Erdwinkel mehr gab, in welchem man nicht von der riesenmarkigen Siegesnachricht nach den Schlachten bei Weissenburg und Wörth erschüttert zu neuer thätigen Theilnahme aufgerüttelt worden wäre, da erwiderte der alte Weiser, der damalige Gemeindevorsteher immer wieder: „Glaab's nöt! Zeitungsblattln müssn aft'n ge' laugna, daß d' Unsrigen von de Franzosen prügelt wu'rn.

Aus fanatischem Hasse gegen die lutherischen Preußen, denen ja der Herr Vikar öffentlich den Untergang gewünscht, sehnte sich der Alte nach einer Nachricht von Napoleons Einfall in die Rheinlande und wies alle anderen Victoriarufe trotz Flaggen und Böllerdonner als Humbug ab. Ja er gab als Vorsteher seiner Gemeinde nicht einmal die Erlaubnis für die Unterstützung der im Felde verunglückten Krieger eine Sammlung veranstalten zu dürfen, obgleich sie von der Staatsregierung befohlen war.

Da kam eines Tages ein Brief an den störrigen Ungläubigen und zerriß die Schleier des Vorurteils und der unbezähmbaren Verbissenheit. Endlich sollte der väterliche Stolz doch über alle Voreingenommenheiten siegen, die er in bäuerlichem Trotze bisher selbst gegen sein eigenes Blut gehegt.

Der tapfere Sohn aber schrieb als sollten seine Zeilen das letzte Vermächtniß an die Heimat und seine Eltern aus der Ferne überbringen.

Die Jägerkompagnie des jungen Weiser hatte sich zwar in einen der altfranzösischen Königsgärten eines der königlichen Schlösser vor Paris eingegraben, war aber dem mörderischen Feuer eines Forts ausgesetzt. Manche der bisher verschonten Kameraden starben hier für ihres deutschen Vaterlandes Wiedergeburt.

Da gelobte Weiser der Mutter Gottes sein junges Leben, und bat sie in brünstigem Morgengebet für seine letzte Kraftanstrengung um ihren Schutz und Segen.

Zwei seiner Kameraden, mutige Bergbuben, mußten ihm beistehen. Liegend hatten sie die Aufgabe immerfort ihre Gewehre zu laden. Weiser birschte sich hinter eine Bildsäule im Garten, von wo aus man einen Freiblick nach dem Fort gewann und zielte mit sicherer Hand und geübtem Auge bis — jeder Schuß ein Treffer — eine Artillerieabteilung des Feindes soviel Leute verlor, daß die letztere mit grobem Geschütz endlich die Statue zusammenschoß. Von Marmortrümmern überschüttet zog sich die brave Vedette vorsichtig zurück. Weiser hatte vom Raupenhelm bis zur Säbelspitze in den Mantelfalten und im Tornister von neun feindlichen Geschoßen die Risse, aber nicht eine der Kugeln beschädigte ihn. Das dankte er, wie er in seinem Briefe betonte, zunächst der allgütigen Himmelmutter. Unser unvergeßliche Heerführer aber, der von seinen Bayern geliebte Kronprinz Fritz ehrte den braven Schützen mit dem eisernen Kreuz.

Diese seiner Familie widerfahrene Auszeichnung vermochte der alte Isegrim doch nicht zu unterdrücken. Er hätte auch gar nicht mehr die Gewalt dazu gehabt. Die Schützenmeister des Achenthales veranstalteten nämlich zur Ehre ihres Helden einen Festtag auf dem Keller des Niedernfelser Schlosses. Selbst tiroler Vereine, deren Veteranen der Radezky'schen Armee oder von Solferino her bislang stets den Vortritt bei Zusammenkünften beanspruchen konnten, kamen zu dem Feste herüber und gewährten fortan den Baiern diese ruhmreiche Ehrung.

Die Böller krachten, die Fahnen blähten sich in farbiger Fülle unter dem Dache des dunklen Tanns und die Musik erregte freudig die Herzen fröhlicher Schützen — da hielt der eine Oberförster eine feurig zündende Festrede auf den greisen Heldenkaiser und seine unsterblichen Paladine mit ihrem unüberwindlichen Heerbann und der andere der k. Forstbeamten wußte die Vorzüge des gefeierten Heldensohnes hervorzuheben, dessen Auszeichnung ein Andenken an des deutschen Reiches feste Grundsteinlegung für Alt und Jung im Thale bedeute, und — der Bürgermeister?

Lang suchte er allerlei Ausflüchte, um eine öffentliche Rede zu vermeiden.

„Geh! Weiser! Hab nur Courasch! 's is ja der Vicari nöt dabei!" raunte ihm der rote Aignerbauer von Piesenhausen zu. Endlich legt der Alte den Hut ab, greift nach dem bekränzten Humpen der Schützengilde und mit zitternder Stimme und bebender Hand bringt

der Vater des Helden ein Hoch aus auf den deutschen Kaiser — mitsamt unserem König von Bayern!

Wenn auch die Engel bei solch festlichen Stunden nimmer sichtbar zuhören, Vögel und Sennerin konnten aber bis auf die Tennbodenalpe hinauf wohl den brausenden Schall des hohen Liedes vernehmen: Deutschland! Deutschland über Alles!

„Aftn is g'recht!" blinzte der Aigner dem Bürgermeister zu, der sichtlich erregt kaum zu lautrer Freude kommen wollte, weil ihn doch noch insgeheim das Mistrauen gequält hat, ob sein Sohn nochmal heim käme und ob denn unser alter katholische Herrgott wirklich die lutherischen Preußen bevorteile.

Nun ist's längst Friede geworden in Wald und Thal und Gau und in dem Pfarrdorf lauscht man ja bereits den friedlichen Siegesthaten eines jungen aber energischen Kaisers. Jedoch man wird kaum einen Friedhof einer Gemeinde betreten ohne ein Denkmal zu finden für das Jungblut, welches sie auf den Schlachtfeldern für des Vaterlandes Befreiung, Einigung und Größe in reichem Maße geopfert. Zum ewigen Gedächtniß mittelst kirchlicher Feier eingeweiht steht das Monument in der speziellen Hut des Veteranenvereins, der die Allerseelentage für die feindlichen Brüder in Treuen begeht. Es gehört dieses schöne Zeichen der Volksseele zwar der Neuzeit an, aber die Veredelung des Volkes durch das nationale Bewußtsein und Hochgefühl bürgt dafür, daß

es für diese Helden der kleinen Heimat kein Vergessen mehr gibt.

Seitdem sind Jahrzehnte verflossen und die verbissensten Fanatiker haben sich wirklich der Überzeugung nicht mehr entschlagen können, daß das deutsche Reich sich wunderbar gestaltet hat von der glorreichen Armee gefestigt und von Fürsten und Volk in alter deutscher Treue geschirmt.

Und aus den mit Ehrenzeichen aller Grade geschmückten Recken des größten Völkerkampfes wuchsen zusehends die neuen und meist weitblickend verständigen Bürgermeister und Beigeordneten der Landgemeinden hervor, friedliche Väter nun in ihrer Heimat aber voll Würde und Ansehen in Treue fest dem großen Vaterlande zu Diensten.

Daß sich die gleichfalls überall ins Kraut schießenden Veteranenvereine mitunter beigehen ließen, im Feuereifer für die an sich lobenswerten Ziele über den Strang zu hauen, muß freilich zugestanden werden, Ausschreitungen aber heilt die Zeit und den Zungenschlag mancher fatalen Festredner der „Tapferen Kampfgenossen im Veneravetterein."

So hatte ein alter Haudegen außer Dienst gelegentlich einer der unzähligen Fahnenweihen Anlaß zu der Frage genommen:

„Wie alt bist du wohl, Tambour?"

„Sechzehn Jahre!"

Und zum Zugführer gewendet erkundigte sich der greise Hauptmann weiter:

„Wie kommt denn der grüne Junge bei Euch schon zu der Trommel? War doch nicht Soldat?“

„Dös sel neta! Bei der Militari is er freili no nöt g'we'n, aba sunst is er a ganz patschirlicher Kaerl!“

II.

Einblick in die Renteistube.

Vielleicht erinnern Sie sich noch eines ansprechenden Ölgemäldes, das den verstorbenen Maler von Enhuber verewigt. Es zeigt uns den Vorhof eines bayerischen Landgerichts „älterer Ordnung“, nämlich vor der Zeit der Trennung der Justizgewalt von der Verwaltung.

Schon aus dem Blick, wie der Gerichtsdiener über die Brille schielend die im Hofe harrenden geladenen Parteien aufruft in die Gerichtsstube zu kommen erklärt sich in jenem Bilde ohne Commentar, mit welchen Sparten „Gnaden Herr Landrichter“ sich Vormittags beschäftigen werden.

Daß es aber jemals einem Maler eingefallen wäre, ein bayerisches Rentamt zu seinem Vorwurf zu wählen, ist mir wenigstens nicht bekannt.

Höchstens gehört hieher Gaylers Bildnis, das die klagende Grimasse eines Bauern fixirt, welcher über die Höhe der auf dem Mahnzettel des Rentamts verzeichneten

Steuer unwillig geworden. Vielleicht ist das Bild Mitgliedern des Kunstvereines in München erinnerlich.

Und doch wäre es, sobald einmal nur die Scheu vor einer solchen Beatushöhle des Ärars einigermaßen überwunden und in Rücksicht auf die Nachfrage nach neuen Thematen, vielleicht nicht minder interessant, sich einmal unter den täglichen Vorgängen in einer Rentei-stube danach umzusehen.

In kurzen Zeiträumen fällt Manches auch hier der Kleingeschichte des Landes anheim, ohne nur eines Feder-striches historischer Merker teilhaftig zu werden. Ich erinnere nur an die Zeit der bayerischen Geldeinlösung zum Zwecke der Einführung unserer jüngsten Reichsmünze.

Dieser Vorgang war auf dem Markte des täg-lichen Verkehrs einem Erdstoß zu vergleichen; für das Landvolk um so unheimlicher, als in der Lokalpresse ge-wisser Parteien die verzeihliche Abneigung gegen die neuen Moneten unverzeihlich gesteigert wurde. Die Wirkung dieser Presse war erschütternd. Natürlich war vorauszusehen, daß der Abschied von den gewohnten schweren Repräsentanten der noch altväterlich klingenden Wohlhabenheit ungemein verbittern mußte. Anderseits würde in früheren Geschäftsperioden dieser Akt zu wahr-haft herkulischen Kraftäußerungen der Finanzbehörden gezählt worden sein, hätte nicht der gigantische Aufbau des deutschen Reiches diese molekulare Bewegung am Kleinkorn eines Amtsbezirks geradezu verschwindend er-scheinen lassen.

Das schwirrte damals in der Volkspresse täglich von aufrichtigen und mehr noch von geheuchelten Klage=rufen der Massen über den Verlust ihrer schönen blanken Silberschätze!

Von dem gewaltigen Umschwung der Münzwährung und ihrer Einfügung in den großen internationalen Verkehr ganz abgesehen, war es gleichwohl kein Leichtes, den Umtausch der Baarschaft eines jeden Individuums bis zur Sparkasse der Kinder mit ihrer Fülle von Kleinkreuzern in raschem Tempo zu bewirken. Die Um=wandlung auch des kleinsten Vermögens eines jeden In=dividuums bis zum schmutzigen Lederbeutelchen des Bettlers herab mit seinem Gemisch von an's Wertlose streifenden Kupfermünzen sofort zu bewirken, erforderte bedeutende Anstrengungen.

Der Erzähler dieser Reminiscenzen hat in einem bayerischen Gebirgsstädtchen einer solchen Arbeit sich unterziehen müssen, dabei aber manchen Einblick in die socialen Verhältnisse seines Amtsbezirks gewonnen.

Nicht daß ihn besonders wertvolle Seltenheiten von Schatzthalern überrascht hätten. Hie und da sind ihm wohl ein markgräflich brandenburgisches, sächsisches Mansfelder oder gar schwedisches Gedächtnißgepräge unter die Hand gekommen. Daß er aber bei der Fülle der erzbischöflich Salzburgischen Konventionsthaler nicht einem einzigen Stück der gesuchten Rübenthaler des Erz=bischofs Keutschach mehr ansichtig geworden, hat ihn überrascht und erst später sollte er erfahren, daß kaum

ein Dutzend davon noch, aber in festen Händen vorhanden sind.

Aber es ließ sich geschäftlich erkennen, wie und wo in früherer Zeit der Produktenhandel seine Einnahmsüberschüsse abgelagert und auf welche Weise er die Truhen oder Versteckplätze mit noch unverzinslichen Familienerbschätzen gefüllt hat.

Der älteste Handelsweg führte ja von Regensburg über Landshut nach dem erzbischöflichen Fruchtstapel Mühldorf, dann zu den Tauernübergängen des Innthals und des Enzthals nach dem Süden zu über Villach nach Venedig. — Straßenzüge, an denen mildthätige Hände der Handelskarawanen und darunter später weltfremde Besucher von Bädern, z. B. Reichenhall und Adelholzen, oder Bewunderer von Naturschönheiten dem nach Hilfe ausblickenden Auge der Armen am Weg jahrelang geringwertige Kupferdenare zugeworfen haben. Türkische, griechische, selbst japanesische und noch fremdere Münzen blieben so in den der Hauptverkehrsader zunächst liegenden Ortschaften haften. Der stumpfe Klang dieser Kleinmünze hatte längst nur noch Giltigkeit und Bedeutung in den geduldigen Opferstöcken der Kirchen, bis auch diese Kupferminen des Kultus endlich geräumt werden mußten. Als nun plötzlich auf Reichsbefehl auch all das Kleinzeug eingelöst werden mußte, da mag denn manche Peseda und schwarze Kopeke nebst den österreichischen Doppelpfennigen unter der Flagge oder Geldsackschnauze deutschen Kupfers die letzte Seereise über Hamburg nach Indien angetreten haben, wohin bekannt-

lich dieses „little Grobzeug" nach dem Sackgewichte von Seite der Reichsregierung verkauft und abgeführt worden ist.

Anderseits war es erstaunlich hiebei zu vernehmen, wie und wo die oft von den Vorfahren einer Familie aufgehäuften oder meist nur mühsam erretteten Arbeitsüberschüsse als Nothpfennige bislang versteckt gehalten worden waren.

Diese Ersparnisse werden in der Gegend um den Chiemsee vielfach noch mit dem Namen „Hund" bezeichnet. „Viel Hunde hinten haben" bedeutete ebensoviel, als ein Kapitalist sein. Dagegen hat sich die Bedeutung des Sprichwortes „auf den Hund kommen" im Verlauf der Zeit insofern geändert, als dasselbe früherhin nichts mehr und nichts weniger sagen wollte, als das Stammkapital oder die Ersparnisse angreifen zu müssen, während es heutzutage geradezu den förmlichen Verfall des bäuerlichen Anwesens oder bürgerlichen Geschäftes ausdrücken soll.

Die Kupferschmiede konnten vor Jahrzehnten wohl besseren Aufschluß über Kapitalansammlungen der Bauern geben als gegenwärtig ein Steuerausschuß.

Die Fertigung von sogenannten Tausendguldenflaschen, nämlich von kupfernen Urnen, welche gerade für ein Tausend in schweren Silberthalern Raum boten und nach der Füllung in der Werkstatt vom schweigsamen Meister zwischen Lichten und ohne Zeugen verlöthet wurden, diese Flaschen zählten zu den einträglichsten Erzeugnissen seines Gewerbes. Solche Schatzurnen wurden dann gewöhnlich in die Stollen des Kochofens in der

Bauernstube eingemauert oder auch von besonders ängstlichen Haushaltern unter den Dielen des Viehstalles vergraben. Diese Praxis mag sich vorzugsweise aus den fehdelustigen Wittelsbacher alten Kriegszeiten vererbt haben, oder aus Zeiten, wo im Norden die Parole sich im Volke verbreitete: Friedericus rex, wer noch was hat, der versteck's!

Besonders zu Geiz geneigte und daher furchtsamere Schlaumeier hatten vielleicht auch nachgerade genügende Veranlassung ihrem eigenen Nachwuchse zu mißtrauen, welchem diese Methode der Altvordern ihren Hund aufzubewahren schon genugsam bekannt geworden. Zu dieser Sorte gehörte ein Schmied, der unter den Dachziegeln seiner Werkstatt die Balken heimlich mit Doppelgulden belegte, weil man sie da auf dem Dächlein seiner Hufbeschlagstatt an der offenen Gasse und im Freien gewiß nicht suche. Als er das Geld wechselte hatte es von dem Rauch der Esse einen platinartigen Glanz angenommen, der fast den Verdacht der Fälschung erregen mußte. Ein Anderer, mehr dumm als schlau, mauerte Hypothekenbanknoten ohne jede Umhüllung in eine Wand und war äußerst überrascht, als er sie beim Aufbrechen der geheimen Stelle von Mörtel bis zur Unkenntlichkeit zerfressen und daher wertlos wiederfand. Da lag denn der Hund wirklich begraben!

Mancher Bursche brachte dagegen einen alten Strumpf voll verschimmelter und nach faulem Bettstroh riechender Gulden, welche er von seiner — — Basen geschenkt erhalten zu haben angab; dabei aber verriet eine Röte

im Gesicht nur zu deutlich sein Vergehen. Er hatte es sicher einer Anverwandten wenn nicht seiner eigenen Mutter aus dem faulen Stroh ihres Bettes entwendet, wo es wahrscheinlich auch nicht mehr zum Umwechsel gekommen wäre.

Endlich war der äußerste Termin zur Einlösung der bayerischen Münzsorten herangekommen. Da am letzten Morgen nach dem verordneten Schluß stürmte schweißtriefend noch ein Alpenwirt in die Rentstube und schüttete ohne Weiteres einen Haufen Doppelgulden auf den Zahltisch, so daß dicker Staub davon wegwirbelte.

Auf die Frage, warum denn das Geld so schmutzig, setzte er sich ganz ermattet auf einen Stuhl und bat, man solle nur um Gotteswillen die Baarschaft zuerst noch auswechseln, den Grund, warum dieselbe so schmutzig sei, wolle er ja gleich mitteilen.

„Schauen's, gnä' Herr“ — an diese altmodische Titulatur muß sich ein Amtsvorstand in Altbayern immer noch gewöhnen — „i hab meinen Nachbarn bereits sechs Jahrln um a Darlehen 'bitt, recht schö' 'bitt, aber gebn hätt er mir nixn, net um d'Welt! Aftn fallt eam do' ei, daß er no' an rar'n Hund in sein'm Gart'n, ja in sein'm Gart'n vosteckt hot und daß aa Zeit war, den an d'Luft zu bringa. So kimmt er denn gestern um d'Veschperstund in mein'n Hausflöz übri und frogt mi, ob i jatzt dennerscht ge' no a Geld brauchen mögt.“

„Wol, wol,“ sog i, „beim Möslkultivirn mogst allwei no' oans einistecka. Nur her damit!

„No," moant da Nachba, „bal's du dös ganzi Gerschtl*) heunt no außischarr'n willst, soll'st glei hobn aa!

„No und Wie viel bedeut't sie denn das Geldl?" frag i eam, derweil i scho's Grabscheit von der Gred nimm. —

Aso! Moanst, Wie viel? Sel' woaß i bereits selm nöt! Habs vor Zeiten von Eisenbahnern eing'numma für Fuhrlohn, lauter pure neue Zwoaguldenstückeln vom Sud weg. Im Gartl draußt, sogt er, hob i's andiem vosteckt. Aber wie viel? Geh'! Grab's aussi, es schlaunt und trags ins Rentamt eini! Dort schreibts der gnä' Herr uns scho' auf, wie viel's ebba ausmacht. Kriegst ja do' Neugeld dafür und dös kannst d' so wie so net roatn.**) Wos der Herr halt schreibt — vostehst d' —; soviel bist mer astn***) schuldi! Wos er halt aufschreibt. —

Astn is g'recht! Sog i und roaß in sein Gartl und brech d' Beet'n uma, daß da Boden grad raucha thuet und do gschau! Wie d' Engerling im Langks†) san d' Geldstückln aus da schwarzn Erdn aussi gwurlt. Spat is wor'n, der Herr Man††) is hinterm Berg auffigstiegn, der war der oanzigi Zuschauer bei meiner Schatzgräberei und imma meh hobi mit meina Schaufl' außi gworfa und in mein Troadsack eini g'häufelt. Dem

*) Diminutiv von Gerste, soviel als Hab und Gut, pars pro toto.

**) raiten = rechnen.

***) nachgerade.

†) Lenz.

††) Mond.

Nachbar is meinad z'letz*) wor'n beim sellen O'schaugn von sein'm Guthabn. Er is in sei Haus drent eini ganga und hot sie in's Bett g'legt."

„Also weiß er wirklich nicht, wie viel Du ausgegraben hast?" fragte der Amtmann, den der Vorgang sichtlich interessirte.

„I woaß jo selben no nöt," entgegnete treuherzig der Andere. Hob jo a net Zeit ghabt zu'n Zähln. Konn leicht no eppes im Gartl liegen. Hats ja der Nachbar bereits schö tief eini kroamt. Wie'r i halt gmoant hob, ötz kinnts Kapital mir g'langa, hob i d'Schaufel weggag'worfn. Schlofn hob i so nit kinna, z'wegn der Sorg, obs Ös**) dö Waar aftn aa no' annehma werd's. Bin drum in alla Fruah aufgsprunga, mit'n Sackei auf die Eisabahn zuwi groaßt — und ötz bin i do und that halt schö bittn, daß mer's auf a Zettei schreibts, wos i meinem Nachbarn schuldi bi, Bitt gar schö'!

In Anbetracht solcher naiven wie charakteristischen Darlehensübergabe konnte doch wohl der Amtmann die verspätete Annahme der staubigen Summe nicht verweigern. Er ließ die Baarschaft zuvor waschen, zählte dann das Geld ab, das 1642 fl. betrug und legte den Einlösungsbetrag in neuen Goldkronen auf den Zahltisch hin.

Der biedere Alpler war nicht wenig erstaunt, daß

*) müde.
**) Ihr.

die umgewandelte Frucht seiner nächtlichen Anstrengung so viel klein sich erwies und er den Ersatz so kommod in seinen Geldbeutel unterbringen konnte.

Der einfache Zettel, auf welchem der Betrag zu 2814 Mark 86 Pfennigen und der Name des Amtmanns als Vertrauensmannes geschrieben stand, genügte übrigens vollends als Handschein dem Gläubiger sowohl als wie dem Schuldner.

Das Vertrauen in die absolute Integrität des Rentamtmanns als geschworenen oder unfehlbar getreuesten Gewährsmann in Geld= und Finanzsachen war vor mehreren Jahrzehnten im Volke noch tief eingewurzelt.

Aber, werden Sie sagen, das wäre doch für ein Bild nicht Stoff genug? Und ich muß gestehen, Sie haben recht. Malen kann man das schwerlich, aber des Aufschreibens mag es wohl werth erschienen sein.

Wie gesagt, malen kann mans nicht. Und doch ist es ein Spiegelbild aus einer schon verschwundenen Zeit. Erlauben Sie mir in der Mappe meiner Erinnerungen versuchsweise nochmals Nachlese zu halten.

Als auf der Getreideschranne in bayerischen Landstädten die harte grobe Silbermünze noch allein den Stolz des Consumenten repräsentirte und nicht weniger die Befriedigung des Produzenten gewährte, damals als noch die Amtstage mit den Märkten zusammenfielen, da schnallten die Gemeindevorsteher am frühen Morgen im Rentamt angelangt, ihre ledernen Geldkatzen von den Bäuchen ab, legten sie in Haufen unter den Tisch des Amtmanns, ganz gleich ob er selbst anwesend war oder

nicht, begaben sich hernach zu ihren Getreidewägen auf das Forum oder baywarisch gesprochen auf die Schranne, wie man den Getreidemarkt jetzt nennt, handelten stundenlang da und dort, ein und aus, Vieh oder Brodfrucht, Schmalz oder halbfetten Käse.

Erst wenn sie ihre Produktengeschäfte auf dem Markte abgewickelt hatten, dann kamen diese Landleute in der Eigenschaft als Steuervorgeher, nämlich als Einheborgane der dem Staate zufließenden Steuern, Abgaben und Gefälle, in die Rentamtsstube, wo ihre Schuldigkeiten mittlerweile berechnet und in ihre Abrechnungsbücher eingezeichnet wurden. Nun erst leerten sie ihren Leib- und Geldgurt, der wirklich meist an eine siebenträchtige Katze erinnerte, sofern aus demselben Säckchen an Säckchen hervorgeschüttelt wurden, auf die Marmorplatte des Zahltisches aus. Jeder solcher Spezialbeutel enthielt gleiche Münzart und war sorgfältig zugebunden.

„Weißt doch, wie viel die „Sackl“ enthalten?“ So fragte der Amtmann den nächsten Gemeinderepräsentanten.

„I woaß acc'rat nöta. 's Geld hot gestern Abends die Bäuerin z'amma gricht't, war scho ziemli finster, bis ge' ferti' wor'n is. Thuats Enk grad aussizöln wos trifft. Es feit si' nixn. Soll sogar no eppes übri bleibn, hot d'Bäuerin g'moant.“

Meistens war das Auszählen der Münzsorten auch ohne Beisein des Eigenthümers inzwischen schon vom Amtmann besorgt. Die Münzreste wurden dem Vor-

steher wieder eingebunden, und ohne dieselben nachzuzählen gürtete derselbe sich die Geldkatze wieder um den Leib und ging getrost seiner Wege.

Einmal traf sich's aber, daß die „Bäuerin", die Ehefrau als Geschäftsregentin betrachtet, statt einer bestimmten Summe bayrischer Gulden die gleiche in neu eingeführten k. k. österreichischen Silber-Gulden à 1 fl. 10 kr. in's treffende „Sackl" eingezählt hatte.

Wie nun der Amtmann dem Vorsteher den ansehnlichen Überschuß wieder zu Handen stellen will, verweigert dieser trotz aller Aufklärung über den Werth der Nachbargulden standhaft die Rücknahme mit dem wiederholten Bemerken:

„Seit wann sollten denn die österreicher „Plaberer" mehr gelten als unsere bayrischen schwar'n Gulden?"

Theilweise spielte da jedenfalls die noch nachwimmernde politische Eifersucht gegen die Grenznachbarschaft mit, teilweise aber war es dem Vorsteher nicht einerlei, seiner Frau eine Irrung in Geldsachen nachweisen zu sollen, weil er fürchtete, sie die schulgerechte Rechenmeisterin könnte ihm in der Hitze des Disputes das Offizialgeschäft des Einnehmers von nun an vor die Füße legen. Wär weiter keine Schande vor der ganzen Gemeinde!

Der Rentamtmann hielt ihm das Säckchen mit dem Überschuß energisch zur Empfangnahme vor die Nase, aber der Vorsteher zögerte immer noch dasselbe zu ergreifen. Endlich hatte er sich den Vorfall nach seiner bäuerlichen Weise zurecht gelegt.

„Verlaub'ns, gnä' Herr, wie waars, bal S' das Bissei Geld eppan aufg'halten that'n, bis i's amol abholet! Wisst's innermol verließt*) ma ge' am Troad**) oder meintwegn a bleibt ma im „Teriok"***) hint, aftn thuats eam wohl a gut, wenn ma woaß, wo ma si wieda aufmandeln ko', ohne daß s' Wei' wos davon erfahrt!"

Natürlich ging der Beamte auf diese Idee nicht ein. Eine Winkelsparkassa, wie sie der unter dem Pantoffel stehende Ehegatte wünschte, konnte nur bei einem Geschäftsfreund etablirt werden und dazu eignete sich als „Aufheber" besser der Eisenkramer!†) Die Anlage war aber von kurzer Dauer, denn derselbige Vorsteher hatte bald mancherlei Verluste im Kartenspiel zu decken, wovon auch das herrische Weib beileib nichts wissen durfte. —

Die alten grobkörnigen Originale der Gemeinde-Vorsteher sind mittlerweile wohl alle ebenso dahin wie ihr offizieller Titel.

Nun heißen sie Bürgermeister und niemals trefflicher hat sich gezeigt, daß der Mensch, welcher eine öffentliche Pflicht übernimmt, auch diesem Offizium entsprechend benannt sein soll. Die neue Bezeichnung

---

*) Altes Verbum für verlieren.

**) Getreide.

***) Tarok.

†) In jeder Gemeinde gab es früher sogenannte Aufheber, welche sich für die Einlagen an Baarschaft noch ein Prozent bezahlen ließen, aber selbst die Summen nicht daheim behielten, sondern an eine Bank einsendeten.

schaffte dem Obmann der Gemeinde gebührendes Ansehen, sogar die Frau Bürgermeisterin braucht fortan im Kirchenstuhle schon mehr Raum für ihre Röcke wie früher. Was aber sich zugleich als selbstverständlich in den Gemeinden geltend machte, war die höhere Anforderung an die Kapazität des gewählten Ortsregenten. Zugleich mit dem Wetteifer der Gemeinde-Ausschüsse wuchs die Überzeugung von der Nothwendigkeit möglichst solche Männer zu den Organen ihres Vertrauens aufzustellen, welche sich im großen deutschen Kriege der Jahre 1870 und 1871 sichtbare Zeichen der Ehren von den Schlachtfeldern erworben haben.

Mit dem eisernen Kreuze und allen Militärverdienstzeichen dekorierte Bürgermeister finden sich nicht mehr selten. Welch eine rasche Umwandlung hat sich in dieser Beziehung innerhalb des intimsten Gemeindelebens vollzogen!

Die alten Motive der Wahlen verschwinden zusehends ebenso wie die Analphabeten im Dorfsenate. Früher genierte sich die aktiv wie passiv wählbare Gemeindegenossenschaft gar nicht einzugestehen, daß sie den verwegensten Schreier und Opponenten gerade deswegen in den Gemeinderath gewählt habe, damit er zur Strafe lerne, wie schwer sich das Bessermachen am Haushaltetat anlasse. Das hat ja Carl Stieler*) so unüber-

*) Daß Carl Stieler auch ein Semester am Bezirksgericht in Traunstein praktizirte, wird in seinen Biographien niemals erwähnt. Und gerade dort hat er nicht wenig Volkswahrheiten gesammelt.

trefflich geschildert. Oder man erkor auch jenen Bauern zum Gemeindevorsteher, dessen Gehöfte gar weit entlegen von Kirche und Wirtshaus, um in der Hauptortschaft bei verschiedenen Gelegenheiten, seien es öffentliche oder Familienfeste, von seiner persönlichen Polizeiaufsicht so-wenig als möglich behelligt zu sein. Ja man schreckte hin und wieder nicht vor einem als geistig beschränkt bekannten Landwirte zurück, weil derselbe von seiner Verwandtschaft oder vom Pfarrherrn, ja nicht selten selbst vom Schullehrer als Gemeindeschreiber gelenkt und gehörig beeinflußt werden konnte.

Gegenwärtig erscheint das Streben der neu gewählten Verwaltungsmitglieder, die Kanzleidienste und Correspondenzen entweder gleich selbst zu verrichten oder ihre Söhne dadurch, daß dieselben einen Kursus in der landwirtschaftlichen Winterschule zu Landsberg absolviren, hiefür vorzubereiten, als eine höchst wichtige Erscheinung zur Entwicklung des Gemeindelebens.

Zur Beleuchtung, was in dieser Richtung vor etlichen zwanzig Jahren noch möglich war, möge ein Beispiel aus der Rentamtskanzlei dienen. Es mögen fünf und zwanzig Jahre seitdem verronnen sein, als es in der Aufgabe eines Visitationscommissärs gelegen war, nicht nur die Richtigkeit der Kassenführung sondern auch die Art und Weise der Einhebung der Steuern und Gefälle zu prüfen. Wie oben schon erwähnt, wurden diese Staatsabgaben auf Grund der rentamtlich gefertigten Heberollen herkömmlich von den Gemeindeverwaltungen selbst eingehoben und vom Vorsteher damals

noch ohne jeden Ausstand an das Rentamt abgeliefert; hierüber ließ er sich persönlich die gesammte Summe in sein Quittungsbüchlein bescheinigen und damit Punktum.

Für die kleinen Leute z. B. Nähterin ꝛc. zahlte der Vorsteher stets sofort die Steuer; gab's ja dieselbe im Hause kleinweis abverdienen zu lassen während des langen Winters Arbeit genug.

Dieses summarische Verfahren einer glücklichen Vergangenheit erschien aber jenem Herrn Commissarius doch etwas allzu summarisch. Es lag ihm daher sichtlich daran, sich auch zu überzeugen in wiefern denn auch der einzelne Abgabenpflichtige draußen in der Ortsgemeinde wiederum von dem Vorsteher für die Entrichtung seiner Beträge sicher gestellt würde.

Damals konnte man sich bei dem allgemein üblichen Verfahren um so leichter beruhigen, als ja in der Quittung über die ganze Summe der gemeindlichen Schuldigkeit die Bescheinigung für die einzelnen Steuerzahler enthalten, im Übrigen aber es interne Sache der Ortsangehörigen war, sich mit ihrem aufgestellten Perceptionsorgan auseinauder zu setzen und zu verständigen. Allein das genügte dem Herrn Commissär keineswegs. Es blieb daher dem Rentamtmann kein anderer Ausweg, als die persönliche Erklärung eines Gemeindevorstehers in dieser Beziehung einzuholen.

Nun dafür gab sich die Gelegenheit von selbst. Es war gerade der wöchentliche Getreidemarkt vor dem Amthause und da bedurfte es nur eines Klopfens an

das Fenster um einen der Vorsteher zu citiren. „He, Wolf! Da 'rein!"

In wenigen Minuten trat einer jener baiuwarischen Typen in die Thüre, wie sie Hugo Kauffmann in vollendeter Weise aus dem Chiemgau zu packen und zu malen versteht. Eine gedrungene markige Gestalt in Hemdärmeln. Die kurze Lederhose hatte gerade zu halten, um den Bauch nicht ungebührlich vorfallen zu lassen. Die Wadenstrümpfe dehnten sich stramm um die eisenen Tragmuskeln der Unterbeine und ein schwer beschlagenes Rindledergehäuse schirmte das breitspurige Fußgestell des gewichtigen Mannes, dessen buschiger Haarschopf schwer die ohnedies nicht hohe Stirn beschattete.

Mit kurzem „Grüeß Gott beinand" leitete „Wolf" von Hasperting, Vorsteher der Gemeinde Vachendorf, die Frage ein, was denn der gnä' Herr befehle.

Der Amtmann stellt den Herrn Kommissarius vor und erläuterte dem dicken Landmann, was derselbe zu wissen erstrebe.

Wolf zwang sich zwar, eine ziemlich anständige Verbeugung gegen den Visitator zu machen, zu gleicher Zeit traf aber den Amtmann aus dem rothbraunen Rundgesichte des Bauers ein Blick so schalkhaft, wie er dem erklärtesten Schelm nicht besser gelungen wäre.

„Verstehst Du wohl, Vorsteher!" belehrt der Amtmann mit Bewahrung alles Ernstes den neugierig drein grinsenden Baiuwaren. „Der Herr will wissen, ob Du jeden einzelnen Einwohner Deiner Gemeinde ebenso genau eine Quittung ausstellst, als wie Dir für jede Deiner

Ablieferungen das Rentamt die gesammte Bescheinigung der Zahlung in's Abrechnungsbuch schreibt. Nur heraus mit der Sprache!"

„Ja, Herr Wolf," fügte der Commissär bei, „ich möchte von Ihnen die Wahrheit vernehmen."

„Geh!" versetzte der Bauer — „Ös stimmts mi!" *)

Und vertrauensvoller zum Amtmann gewendet fragte Wolf in leiserem Tone: „Wos will der? Han's?" und dann lächelte er wieder. Aber als Wolf sich klar geworden, der Commissarius könne am Ende seinem Amtmann etwa ein Mißtrauen entgegensetzen, wurde er plötzlich ernst und rief: „Geh, laß mi' aus! Ös wißts do selbm die Sach viel besser!"

Neues eindringliches Zureden aber ließ den Steuereinheber nicht aus und er mußte sich zu einer Erklärung entschließen. Allein sofort war das gemüthliche zutrauliche Mienenspiel in seinem Vollmondantlitz erloschen. Die buschigen Augenbrauen fielen wie Gewitterwolken über ein trotzig Blitzen herab. Der Mann wurde harb. „Wos is denn aftn mit der Quittirerei! Wißts doch, daß i nöt lesn ko und schreibn glei gar nöt!"

Wolf wartete die Wirkung seines Geständnisses nicht umsonst ab, der Herr Commissär starrte sprachlos den Amtmann an; dieser aber fragte den Dicken noch dringlicher: „Na, Wolf! Aber wie machst Du's denn, wenn halt doch Jemand in Deiner Gemeinde auf einer Quittung bestünde?"

---

*) Ihr foppt mich wohl?

„Es steht ja Jedem hiefür," bemerkte der Commissarius hiezu, „die Berechtigung zur Seite."

„Laßt Enk sogn! Zum Hieseln*) müßt's scho an Andern kema loßn. Vostehts mi?"

Nun war's dem dicken Bauern mit der administrativen Inquisition genug.

Zornig ballte er die Faust mit allen fünf Daumen und erhob drohend den Arm, daß der Botzring oder Schlagring am kleinen Finger emporfunkelte.

„Wer von mir aa' mol a Quittung kriegt hot, der volangt si sei Lebta ka zweita! Jaz wißts ös! Bhüat enk Gott beianand!" —

Ob man das malen kann?

---

*) foppen.

III.

D' Leni von der Hinteralm.

„Am Ruckweg aba kehrst wiederum zuwi!“

So rief mir die freundliche Dirne nach, als ich mit meinem Freund St. ihre Almhütte frühmorgens verlassen hatte, um den Hochgern zu besteigen und von seinem Gipfel aus die herrliche Ansicht der von der Morgensonne vergoldeten Hochtauernkette zu genießen.

Es war die Sennin Leni von der Hinteralm, eines unterhalb der Bischofsfelnmelkalpe eingebuchteten und von der Manz-Urfahrnschneid*) begrenzten aber gar traulich im Osten des Berges versteckten Niedergelegers.

Der Freund, ein Jünger der Themis an der Traun, winkte nochmals einen mit seinem Dank verbundenen Gruß zurück zu dem nun laut aufjauchzenden Mädchen, das uns von ihrem noch im Schatten gelegenen Hüttchen mit den Augen verfolgte. Wir Beide waren

*) auf den Karten in Mansurfahrnschneid verballhornt.

in verwichener Nacht ihre Hausgäste und äußerst zufrieden mit der bescheidenen Wirtin und noch bescheideneren Bedienung. Wein und Fleischimbiß brachten wir ja selbst mit und Butter und Brod teilte Leni gar reichlich mit uns. Aber was meinen Begleiter doch etwas sonderbar vorkam, das war die offene Schlafstelle unterhalb des Dachfirstes. Nicht, daß er sie anders als ein einfaches Heulager erwartet hätte. Aber daß sich nach unserem Aufstieg in dasselbe und nach verlöschtem Lampenlichte die Sennin selbst in halber Etage hart vor und unter uns ihr Nachtlager bereitete, diese gar überraschende Situation regte meinen Freund doch eigenthümlich auf.

„Ich gab mir alle Mühe einzuschlafen", vertraute er mir jetzt auf der einsamen Wanderung im thaubenetzten Haine; „allein die Frage, wie man denn da im Finstern etwa hinabsteigen könne, ohne die Gastlichkeit der Maid zu verletzen, beschäftigte mein Hirn immer wieder aufs Neue und verscheuchte meiner Ruhe längst gefühltes Bedürfniß."

Ich lachte ihn weidlich aus, weil er sich von dem Eindruck des Ungewöhnlichen so beherrschen ließ und ergötzte mich dabei an dem von allen Zweigen schmetternden und frohlockendem Gesang der Finken, Grasmücken und Drosseln, der uns bis auf das Joch begleitete.

Es eröffnete sich oben ein Prachtmorgen in seinem herrlichen Glanze und wohl befriedigt von dem unbehinderten Einblick in ein wunderschönes Vollbild der erhabenen Bergnatur griffen wir auf dem Kulme des

Berges nach unseren Speiseresten zum Frühstück. Dann zeigte ich meinem Begleiter die Richtung nach seinem weiteren Reiseziele und den Steig der zu Thal führt und den er nicht verfehlen könne.

Also wollen Sie wirklich der Einladung Leni's folgen und zu ihr zurückkehren?

Ich bejahte seine Frage uud wir verabschiedeten uns.

Und so trabte ich denn bald heiteren Sinnes bergabwärts und wieder der Hinteralm zu. Hatte ich doch der treuherzigen Sennin versprochen, nochmals bei ihr vorzusprechen, weil sie, wie sie mir bemerkt hatte, gar sehr meines Rathes bedurfte.

Mittlerweile war es Mittag und damit heiß geworden, ich sehnte mich deshalb nach der düsteren und kühlen Almhütte.

Leni war nicht daheim und kam erst von der Bergmahd mit schwerem Grasbündel auf dem Kopf beladen zur Alm zurück, nachdem ich mir es darin wohl sein ließ, Joppe und Bergschuhe ausgezogen und mich auf die Bank ausgestreckt hatte.

Die helle Freude strahlte ihr aus den Augen, als sie mich entdeckte.

„Weil Sie nur Wort gehalten, Herr Amtmann! Das kummt mir halt so viel g'leg'n, denn vor dem Herrn Staatsanwalt hätt i mi doch net 'traut, von z'weg'n meiner mit Ihna z'red'n."

„Also, grüß Dich Gott zum andern Mal!" sagte ich zu der Dirn. „Jetzt magst Du reden, wie Dir ums Herz ist, es wird uns kaum Jemand stören."

Zuvor bereitete sie mir noch, am Herd, die Kohlen wieder anblasend, einen heißen Trunk Kaffee. Ich stopfte meine Pfeife, nahm wieder meinen Platz auf der Bank ein und hörte ihrem Anliegen behaglich zu. Im blauen Dufte meiner Tabakwölkchen vor mir stehend vertraute mir nun die brave Maid ihres Herzens schwere Bedrängniß.

„Wißt's, ich hab auch schon Hochwürden Herrn Pfarrer z'wegn meiner um sein'n Rath g'fragt, bin aber mit Eam lang net ins Reine kemma.“ Nun erzählte mir Leni also ein Stück Schicksal und ihre Herzensgeschichte, die ohngefähr in Folgendem aus der Erinnerung sich zusammenfassen läßt.

„Heut bin ich freilich schon ein gut übertragenes Leut, aber daß ich „vertn“ a rehfrisches Dirndl gwesn, als mir mein „Bua“ den ersten „Buschn“ Almbleameln aufn Hut gesteckt, 's war am Almkirta auf der Vorderalm, das hat mir selbst die Staudinger Resi von Egerntach zug'stehn müssen. Und die war doch schon von der Schul her meine Feindin. Fest hab i mit mein' Schatz selband uns fürs Leben die ewige Treu g'schworn, und beim Lebzelter z'Grabenstatt die „Schö' und d'Stärk“ mitsam trunken und so war's a richtige Lieb wor'n, wie's im Birg halt der Brauch ist. Freilich hab'n wir uns manchmal am Fenster im Manschein vertraut, daß uns für's künfti Lebn epp's abgeht: Der Kataster und 's Geld. Der Mein' war grad a Zumüller und sein ganz Elterngut machten seine graden Glieder aus. Und bei mir ist d'Weillang eingetreten, bis mein Bruder

amal im Stand is mein Erbtheil von der Mutterseiten auszuraiten. Unser Hauptvermögen ist auf solche Weis b'standn im Vertrauen auf Gott den Herrn und seine Heiligen und in unserer Lieb. So hab ichs 'denkt und so war's auch, bis aftn doch anders 'worn is. Mag's kaum mehr glaub'n, wie's nur mögli' war. O mei lieber Herr! Wie man dennescht so was überlebn konn' — wie die selbig Untreu von meinem Buab'n!

Kimmt der alt Obermüllner an „Sein Hannstag" *) zu mir auf d' Alm so letz und unwirschi und druckt aweil d' Red im Maul umadum, bis ers endlich aufi kollert: Leni! hat er gsagt. Mit enkra Sach kanns doch so net ewig weiter gehn.

Wie magst aber Du die Sach ändern woll'n? sag ich. Oder muß der Lenzl am End gar einrucken zu seiner Kumpanie?

Dessel' weniger! murmelt der alt Mehlwurm Aber der Lenz läßt Dir sagn, was auf d' Läng nimma mögli', wird wohl amal an End nehma müssn.

Habs bald gmirkt, wo er umi und aufi will und gfragt, ob eam vielleicht die Lieb und die Treu schon zu schwar druckt, daß ers auf d' Läng nimmer derkraft'n mag? Wird wohl so was sein! hat der staubige Schelm in sich eini'brummt. Bal' der Lenz net damisch is und sei Glück net verpassen will, könnt er justement in d' Mühl eini g'rathen und — woaßt d' es ja selm daß d' Müllnerin sich um an Müllner umschaut.

---

*) St. Johanni.

Hab' grad an Schroa 'tho'! versetzt die Leni in ernster Aufregung, als wär i selm unter's Mühlrad eini kema und hätt seine Schaufeln zum stillstehn 'bracht. Blutärmer konn a Dirndl wohl auf der Welt nimma werd'n, wenn sei Herz und sei Lieb amal wie lauter Scherbn 'brocha is. Verlierts selm all's Vertraun auf sein'n Schutzengel und mag sie net amal um d' ewi Seligkeit mehr kümmern.

Sieben Jahr, lange sieben schwere Jahrln is scho her, daß der Lenz in d' Mühl eini g'heiret hat. Und i arme volassne Haut hab seitdem von Hoamet und Menschen nix mehr wissn mögn. Als Senndrin da in der Oed hob i ehrli gschafft für fremder Leut Nutz, und mei liebs Viech af der Alm is no mei oanziger Umgang g'wen. Bis der Trost mei' Herz hart boazt (gebeizt) hot, bin i freili' um mei' Schön' kema.

Daß aber im voringa Lanks eam d' Müllnerin gstorb'n is, dös werd's wohl inne wor'n sei', Herr Rentamt!

Ich nickte blos mit dem Kopfe, um meine Zustimmung zu beweisen und das Mädchen in ihrer Mittheilung nicht weiter aufzuhalten, als daß sie mir noch eine zweite Tasse Kaffee einschenkte.

Nun also, Leni! Wie ists weiter gegangen?

Ja wohl! Itzt muß i's ganz vozähln!

Auf'n Tag war sei Trauerjahr aus, an unsrer liebn Frau Hoamsuchung war's, da kimmt der Lenz als Witiber graden Wegs zu mir aufi in Hoagascht.*)

---

*) Heimgarten.

Alle zwei Beide hab'n wir uns seit Jahren nimma g'sehn, koa Wörtl nimma g'redt mitsamm. Der Müllner war a ernster g'rast'ter Herr gwordn, denn sei Weib seli hot sich vom Krank lang schon nimmer derwind'n kinna, und i bin derweil a übertrag'ns Mensch worn, aber stolz bei der Arbet und kalt gegn d' Mannerleut. Hat mi schon an'n or'nliche Anlauf kost't, bis i für seinem Gruesz eam hob dankn kinna!

Leni! hot er gsagt und sich grad da auf d' Bank gsetzt. Ob eam's der gache Almsteig anthon hat oder 's Herzprestn, ohne hinzuschaugn hob i sei Seel schnaufa hörn. Hot er so gsagt: „Leni! Jatzt war i wiedrum frei und ledi. Geh! Voreh wars ja doch net mögli g'wen, daß ma a Paarl wär'n wurn. Jatzt aber muß i mich doch um a zweiti Regentin umaschaug'n, z'wegn dem bin i heunt büchselebn zu dir aufa gstampert und mag di frag'n, ob d' eppat a Müllnerin für mi kennst?"

„Sag dann i drauf: Bal der Herr Lenz dort aufs Jöchei gar aufi schnauft, mag er leicht umischaugn, meinoad viel weita als da bei ana armen Dirn. Werd sich aftn im Umlandl scho a Müllnerin einstellen. So hab i gsagt! Und mei' Herz war mir so leicht bei der Red', wie oan heilinga Martyrer, den a Engel aus'm Kerker derrettet hat. Und mei Melkschaffl hab i aufgrafft und mein'n Seichriedl 'packt und davon bin i groaßt wie a scheuchs Wildprat.

Aber am nachsten Sunnta is mei Brudern z' mir auffigstiegn — woaßt dersel', der mit seine Jaga in letzten Krieg d' Franzosn bis in ihr Sündennest z'ruck

peitscht hot — z'wegn seine Ehrnkreuzln hat 'n ja z' Stauda die Gmoa erscht zum Burgameista gwählt — also der hot mir ins Gwissn gred't und wie's dennescht nixn gholfa hat, hat sich etli Wochn danach Hochwürdn Herr Schwager gleichfalls aufi bemüht und mi stark ins Gebet g'numma, i soll vonünfti sei und 'n Herrn Lenz net voschlagn — aba —"

Nun blickte mich die Magd so treuherzig an, als wollte sie von mir eine Antwort erwarten, bevor sie mich mit Worten darum bat. Dann fuhr sie fast schelmisch fort: „Ich kann doch 'n hochwürdign Herrn Pfarrer z'wegn an Zweifl an der Mannslieb net ausfrag'n? Thät sich wohl net extra schicken, drum — möcht i halt z'wegn dem doch z'erscht mit Eana redn, wenns verlaubt is. —

„So? Da bin ich wirklich neugierig, was ich der Leni für Aufschlüsse geben soll." Nun sah ich erst einmal nach der Uhr und stopfte meine Pfeife. Die Sennin begriff sofort, daß ich mit dem Anziehen meiner Bergschuhe die Zeit der Unterredung für gemessen hielt. Nun hatte auch sie Eile.

„Ists denn wahrhafti einem Mann möglich, daß wenn er seine erste Lieb verlassen und einem andern Weib angetraut war, aufrichtig zum andern Mal zu seiner ersten Lieb' zurückkehren mag und dieselbe dauernd fortsetzen kann?"

So lautete im mündlichen Examen die nach verschiedenen Umschweifen mir gestellte Kardinalfrage. Nun erinnere ich mich gleichwohl, daß ich vielleicht in einem

psychologischen Kränzchen kaum die erste Note mir mit der Antwort errungen haben würde. Ich hätte allerdings Gelegenheit nehmen können dem naiven Mädchen einen eingehenden Sermon über verschiedene Ansichten und Maxime berühmter Dichter und Schriftsteller mitzutheilen, wie sie von Männerliebe geurtheilt haben. Oder auch zu ihrer Beruhigung so ähnliche Geständnisse edler Frauen, wie der Elise Polko, der Frau von Ebner von Eschenbach und Anderer, zu citiren, ähnlich wie die Mittheilung der Frau Emma Förster, wenn sie, die geistvolle Tochter Jean Pauls, an eine Jugendfreundin schreibt: „Die Männer lieben nicht wie wir. Sie haben die dreifache Bewegung des Mondes: die erste um sich, die zweite um die Erde d. h. ihre Geliebte, und die dritte um die Sonne der Welt; indeß wir dummen Dinger nur eine kennen, höchstens zwei.“ —

Leni hätte mich dann aber erst recht nicht verstanden, denn auf den Bergen keimt die Liebe aus dem Gefühl, nicht aus Worten.

Allein nun war's denn gleichwohl an mir, meine Meinung in Form eines guten Rathes abzugeben. Darum antwortete ich, wie sichs in jeder Prüfung ziemt, kurz und bündig: „Ich glaub fest, es sei möglich!“ —

„Gehn's!“ entgegnete die Leni. „Dös glaabns doch vielleicht selm neta?“ —

Nun erhob ich mich von meinem Sitze und nahm allen Ernst zusammen, um der Zweiflerin würdig zu begegnen. „Vielleicht hat der Herr Pfarrer“, begann

ich, „Dich schon an Abraham und Israel erinnert. Wie es im Orient heute noch der Brauch, haben diese frommen Altväter mit mehren Frauen nacheinander gelebt und es steht in der heiligen Schrift doch kein Wort davon, daß sie nur immer die letzte lieb gehabt. Vielmehr wissen wir aus dem alten Testament, daß ihr Herz auch an der früheren gehangen. Denk doch nur an die Hagar."

„Hochwürden hat dergleichen richti schon fürgebracht als Katechet. Aber i hab mi allweil dortn scho g'schamt, wenn er uns das Kapitel von dena alten Juden verzählt hot. Dös paßt doch ninderscht auf meinen Fall."

In Folge dieser Abfuhr ließ ich denn auch sofort meine Patriarchen als Zeugen wieder abtreten und wandte mich auf eine andere Weise der Bekehrung zu.

„Leni! Ich will nicht weiter Dich bedrängen, Dein gerechtes Gefühl der Wiedervergeltung aufzugeben. Wenn Du jetzt den Zeitpunkt für gekommen hältst, den Müller auszustauben, mit seiner Untreue hat er es ja wohl verdient. Allein sofern du als brave Christin an Gottes Vorsehung glauben mußt, wirst Du doch auch einsehen, wie des Himmels Fügung euer Loos sichtbar so gestaltet hat, daß ihr, wenn auch auf bitterem Umweg, endlich doch zum gewünschten Ziele kommen könnt. Anders wär's freilich, wenn Du in der Zwischenzeit Dein Herz einem andern Buben geschenkt hättest.

„Auf Ehr und Seel' net!" unterbrach mich da die Sennin.

„Nun also! Sofern Du freien Willens bist, stehst Du jetzt an der Urfahrschneid Deines Lebens. Nun liegt die Zukunft, Glück oder Reue, ganz in Deiner Wahl. Kannst strenge Vergeltung üben und den Müller abfahren lassen. Die ganze Gemein gibt Dir in der ersten Woche Recht. Man wird Dich als schneidige Dirn und Dein Thun loben. Aber nach einiger Zeit wird drunten im Dorf die Schadenfreude hinter der Kirche kichern, weil Du mit Deiner unvorsichtigen Sprödigkeit einen Mann verloren hast, der Dich noch liebte, und mit dem nun frischweg eine Deiner Feindinnen ins sorgenlose Eheleben dahin fährt. Dann lacht man über Dich, als wärst Du eine dumme Person. Und nun erlaube mir die Zukunft Dir auszumalen, jene sicher kommende Zeit, wo Du als ehrengeachtete alte Jungfer im Hause Deines Bruders leicht überflüssig werden und der Dorfjugend fast ein Spott sein wirst, wo man Deinen verbissenen Harm allerwegs meidet und Dich bei Prozessionen mit dem bewußten blauen Schurz angethan als zahnlose Keiferin hinterdrein humpeln läßt, verlassen und freudlos —“

„Hörn's auf!“ rief die Sennin in sichtbarer Erregung und wendete sich ab. Die Wirkung meiner Medizin beobachtend fuhr ich dann in meinem Sermon also weiter.

„Der Lenz, nun Besitzer des schuldenfreien Mühlanwesens und wohl angesehen als Gemeindebürger, hat vor Gott und der Welt keine Verpflichtung mehr und ist nicht schuldig weiterhin auf Deine Person Rücksicht

zu nehmen, hat ja von Dir selbst den Freipaß erhalten eine beliebige Andere zu freien.

Daß er aber seiner freien Ueberlegung folgend nach Umfluß seines Trauerstandes den ersten Ausgang aus seinem Hause nach der Hinteralm zu seinem alten Schatz und treuen Herz gerichtet hat, das möge Dir Deine letzten Zweifel zerstreuen und Dich überzeugen, daß ein Mann seine erste Liebe niemals im Leben ganz vergeßen kann, denn alte Liebe rostet nicht."

Endlich nahm Leni ihr Fürtuch, wischte sich damit über die Augen, kehrte sich dann gegen mich um und unter einem ergiebigen Thränenstrom, dem Herzenserleichterer bedrängter Seelen, gab sie mir die Hand und die Zusicherung, ihrem treuen Lenz nicht länger die Zusage zu verweigern.

Nun aber packte ich auf, trank noch vom frischen Quell des Almbrünnleins und eilte hinaus in den vergoldeten Abend mit meiner stillen Freude, ein armes Herz auf den Pfad des Glücks gewiesen zu haben.

Ein kernfrisches Jauchzen aus dem Bergwinkel der Hinteralm geleitete mich noch aus der Ferne und gab mir die Ueberzeugung mit auf den Weg, daß meine Bergpredigt nicht umsonst verhallte.

Nach Jahr und Tag saß ich zur Sommerfrische im Dorfe Bergen. Ein fröhlicher Kreis von schmucken Damen verschönte damals nicht wenig meinen Aufenthalt.

Da ergab es sich, daß wir im Gespräche auf allerlei Dorfgeschichten zu reden kamen und eine der Damen bat mich eine solche ihr zu erzählen. Sie habe bisher nur aus Novellen und Romanen Liebesverhältnisse des Bergvolkes erfahren und möchte darüber in's Reine gerathen, ob denn im Leben und wie weit in der Prosa des Tages jene fesselnden Erzählungen sich bewahrheiten. Nach ihrer Beurtheilung erhalte man von den Schriftstellern weit mehr Dichtung und subjektiven Ausputz in der Auffassung des ländlichen Daseins als positive Kenntniß vom Charakter der Leute.

Da erzählte ich denn die Geschichte von der Leni auf der Hinteralm. Ohne dann den weiteren Zusammenhang zu verrathen, brachte ich tags darauf eine Leiterwagenfahrt jener Gesellschaft zuwege und unter Schäkern und Scherzen auf den schlotternden Bretterbänken des primitiven Vehikels fuhren wir in das liebliche Dörfchen in der nördlichen Gern des Hochgern hinüber.

Dort forderte ich die Gesellschaft auf, die ehrwürdige Stätte der vormals weitschauenden Herrenburg auf dem Hohenstein zu besuchen, die Heimat der stolzen Markgrafen von Ortenburg-Hohenstein. Der Weg dahin führt an der Mühle vorüber. Die Müllerin, ein Wickelkind im Arme, stand unter der Hausthüre.

Als sie meiner ansichtig wurde, kam sie mir mit freudiger Röthe im Antlitz entgegen und gab mir treuherzig die Hand zum Gruß. „Ah!“ rief jene Dame unseres Kreises. „Das ist wohl gar die Leni von der Hinteralm?“

„Daß ich's nimma bin", antwortete die fast überraschte Müllerin, „das danke ich wohl keinem Andern als dem gnä' Herrn!"

Und nun mußten wir eintreten und den vollen Hausschatz in Kammern, Truhen und Kästen besehen und unser Lob erhöhte ihre Freude. So hab ich früher manche Dorfgeschichte erst veranlaßt und spät erst geschrieben.

IV.

Aus alten Beamtenkreisen.

Seitdem die Deutschen anfingen eine politische Nation werden zu wollen, und sie begannen mit dem Jahre 1848 auf's Neue sich dazu zu rüsten, indem sie Zeitungen lasen und auch hielten, von jenem Zeitpunkte an verschwanden auch mehr und mehr die eigenartigen Charakterköpfe. Unter dem Schulmonarchat der allgemeinen Bildung im öffentlichen Leben kommen diese Grundpflanzen lokaler Beschränktheit nicht mehr empor. Vor jenem markirten Wendepunkte nun bot das alte Traunstein, jenes anmuthende Städtchen am ostbayerischen Hochgebirge, vor dem Brande noch vielfach Gelegenheit zur Beobachtung solcher originalen Persönlichkeiten, und sozusagen um eine Kopflänge ragte daselbst die Eigenart des königlichen Rentbeamten über die andern hinaus.

In seiner Amtskanzlei hingen neben seinem Schreibtische noch die bureaukratischen Marterwerkzeuge akuter Tortur an der Wand, ein eisern Lineal, ein „Fiesel“,

wie man hier die Ochsensehne nennt, und ein Landwehrsäbel — um je nach Lage des Falls, des Standes oder des Benehmens obstinater Unterthanen als Drohungs- oder Executivmittel dem Herren an der Hand zu sein.

Besondere Anwendung fanden diese abscheulichen Attribute der rohen Amtsautorität besonders dann, wenn der grimmige Amtskastner genöthigt war, etwa Berichte an die Regierung selbst entwerfen zu müssen, eine Thätigkeit, die ihn in die nervöseste Aufregung versetzen konnte. Wer in solchem Momente zufällig dreimal an der Thüre seines Bureaus anklopfte, war sichtlich in Gefahr, statt eines zu erwartenden wohlwollenden Rufes Herein! mit einem Hieb über den Schädel überrascht und angerufen zu werden „Was willst denn du Schwanz da?“ Eines Tages nun bearbeitete der Rentbeamte in Hemdärmeln und in Hausschuhen eifrigst wieder seinen Federkiel. Da erhielt plötzlich der alte Amtsdiener eine steile Quart auf seine Platte, weil er es gewagt, ohne Anklopfen die Thüre sanft zu öffnen. Der Aermste vermochte zu seiner Entschuldigung gerade noch hineinzurufen: „Der Herr Direktor!“

Diese Meldung schnellte den zornigen Amtmann vom grünen Lederpolster empor und hurtig verschwand er durch die Seitenthüre, welche zu seiner Amtswohnung hinüber führte.

Unter Grunzen, Schnaufen und Bellen mußte die bedauernswerthe Ehehälfte dem echauffirten Gatten in die knappen Uniformskleider helfen und schweigend manchen Fuhrmannsfluch über sich ergehen lassen, bis der Isegrimm

über den Degen stolpernd in Parade wieder in seine Amtsstube trat, um seinen neuen obersten Vorgesetzten der Kreisregierung mit allem unterthänigen Respekt katzenbuckelnd zu empfangen. Gnaden Herr Regierungsdirektor, verzeihens nur — dann erst erlaubte sich der Beamte schwitzend seine Augen zu der Person des Fremden zu erheben.

O bitte! Herr Rentamtmann, verzeihen vielmehr Sie doch nur, wenn ich mir erlaube Sie höflichst zu bitten —

Wie? Was ist denn —?

— ein Abonnement auf nur sechs Vorstellungen —

Höllsacrament! Was? Ja wer sind Sie denn? —

„Schauspieldirektor Duval," lispelte der Künstler kleinlaut.

„S—schwanz öllendiger! Ich erschlag Dich wie 'r a Muckn, bal d' nicht gleich machst daß d' weiter kimmst!" — —

Auf seinen Reisen nach Salzburg und Berchtesgaden passirte König Ludwig I. von Bayern damals öfter die erwähnte Stadt. Gab auch stets lebhaft seiner Freude Ausdruck, wenn ihn sein allergetreuestes Volk dort begrüßte. So erblickte er einmal vor dem Gasthofe die Beamten in Gala aufgestellt zur Aufwartung. Da konnte der Monarch schon vom Reisewagen aus sich nicht enthalten, in seiner stark gewürzten Weise den Landrichter öffentlich zuzurufen: „Ah Landrichter! Große Nase! Doch nicht von der Regierung bekommen? Will nicht hoffen!"

Ein andermal sollte des Königs erlauchte Schwester, Kaiserin Auguste von Oesterreich, während der Pause des Umspannens von den Spitzen der Behörden begrüßt werden. Auf Befehl fanden sich dieselben denn auch zeitig in dem hinteren Kneipstübchen der Post ein und nach damaligen Erfahrungen des Wartens auf die stets verzögerte Ankunft höchster Herrschaften schon gewohnt, setzten sie sich zu einem gemüthlichen Tarok zusammen. Nachdem sie den für damalige Zeit reichlich dekorirten Gerichtsdiener mit obligatem Schiffhut und Säbel zuvor gehörig instruirt hatten, wie er als Thorwacht passen und rechtzeitig das Signal zum Empfang geben sollte, zogen die Herren ihre Uniformfräcke aus, mischten die Karten und spielten fort, obgleich es mittlerweile Abend und dunkel geworden. Jedwede Obacht hatte der Gerichtsdiener zugesichert, aber kaum sah er sich unbemerkt allein, konnte er es doch nicht über sich bringen im Kutscherkammerl einer frischen Maß den Schaum abzublasen. Die hohe Reisende liebte es aber nicht, daß der Postillon sein nervenbeleidigendes Hornsignal immer wieder verlauten ließ und so fuhr denn der kaiserliche Vierspänner ohne Meldung am Hause vor. Höchlich überrascht sprang der Gerichtscherg an den Wagenschlag in devotester Reverenz, doch die Kaiserin wehrte dem ab, weil sie nicht auszusteigen Willens gewesen. Jedoch im Glauben von einem bayerischen Landgerichtsbeamten die Aufwartung zu empfangen, versuchte sie in gnädigster Huld mit verschiedenen Fragen sich mit jenem zu unterhalten, ob im Bade noch viele Kurgäste, ob im Gebirge

noch viele Wilderer, ob die Stadt schon ein Schulhaus und wie viele Arme sie wohl zu versorgen habe. Und siehe! Der so dienstgewisse als praktische Gerichtsdiener verstand es gar meisterlich auf jede solcher Fragen eine befriedigende Antwort zu geben und erntete zum Abschied richtig dafür den Lohn einer gnädigen Handbewegung. Da fuhr der Viererzug durch den Jackelthurm, wie man den untern Thorthurm genannt, zur Stadt hinaus. Im Vollbewußtsein seiner That begab sich nun der Schnauzbart in das Herrenstübchen. Kaum hatte er nur die Schwelle betreten, rief man ihm entgegen: He! Kommt sie schon? Ja? Also nun schlaunts!

Oh! Pressirt nixn! entgegnet in stoischer Ruhe der Gerichtsdiener. Wißts, meine gnä' Herrn! Die Nummer hab ich selber gleich erledigt, um die gnäd'gen Herren nicht zu inkommodiren.

Was? Er hat sich unterstanden — ? Warum hat er nicht, wie befohlen, Meldung gemacht?

War mir nimmer möglich, Euer Gnaden! Die Frau Kaiserin im Wagen warten lassen, das hätt sich doch nicht geschickt! Meine Herrn! Ich kann nur sagen, sie war mit mir sehr zufrieden.

Tableau.

Und nun noch ein ander Bild.

An einem schönen Sommertage hielt es der Hauptmann der Füssilierkompagnie der Landwehr älterer Ordnung, Papa Wispauer, Gastwirth zum goldenen Hirschen

in Traunstein, für angezeigt, seine Elitetruppen auf dem weiten Platze der Saline Au zum Exercitium zusammentrommeln zu lassen. Das war aber vor Zeiten keine so einfache Aufgabe. Bis nur eine richtig gegliederte Front erzwungen und die verschiedenen Bäuche nach einer Linie hinein und hinausgeschoben waren, lief dem Commandanten das Wasser schon unterm Schweißleder des Tschako's über der Stirne zusammen.

Endlich trat mit der Anstrengung auch etwas Präcision und Aufmerksamkeit in die Reihen der Compagnie und den zahlreichen Gaffern entzog sich mehr und mehr der Stoff zum Lachen. Ruhe! D'Achtung!

Nun nahm sich der Hauptmann einen sichtlichen Anlauf zur Probe von etlichen Evolutionen.

Compagnie! Auf die erste Halbdivision deployirt!

Herrgottsakrament!

Da rief aus des Volkes Mitte ein säbelbeiniger Civilist in die Verwirrung hinein: Hauptmann! Thät mi scho schama! Die Cumpagnie is scho mehr a Viechherd als —

Halt Er sein Maul! replicirte der Hauptmann im Zorn. Feldwebel, jag doch das Maulaffenvolk weg!

Der vierschrötige Unteroffizier zauderte, denn der Rentbeamte — und der war's, der die Schandkritik in die Truppen gerufen — war ja doch —

Aha! Gelt! der Feldwebel kennt seinen Vorgesetzten? Nur der Herr Hauptmann will seinen Major nicht kennen?

„Ich kenn keinen Major in der Hausjoppe!“ schrie der Kompagniechef wie ärgerlich.

„Na wart nur!“ gröhlte der Rentamtmann aufs höchste beleidigt und säbelte, so rasch die alten Lungen es gestatteten, den Auberg empor, ins Amthaus hinein, um so schnell als möglich Toilette als königlich bayerischer Stabsoffizier der Landwehr zu machen. Dabei freute er sich im Stillen schon auf den Moment, wo er dem — seinen Freund und Duzbruder wegen subordinationswidrigen Benehmens drei Tage geschärften Stubenarrest im Burgerstübchen zuherrschen konnte. Und nun lief der Major in vollster Eile wieder den Vorberg hinab.

Wo steht denn die Kompagnie? Da zieht der Auwirth die Schwegelhaube von der Glatze und referirt, wie der Hauptmann Wiespaur seine braven Truppen bis an die Kraglgasse im Sturmschritt geführt und dann: Halt! Ruht! Rührt Euch! Auseinander! commandirt habe. Zuerst mußte freilich der krummbeinige Held ohne Armee seinen Zorn über diese Aefferei hinunterwürgen; Abends aber saß er mit seinem Freund Wispaur beim Schwinghamerbräu und nur manchmal noch wiederholte er sein „Na wart nur du Tropf, du miserabliger!“

V.

Typen von geistlichen Herren im Hochgebirge.

Der Haushalt in manchem Wittum unserer Gebirge eröffnet noch Einblicke in alte Zeiten und deren patriarchalische Verhältnisse. Diese haben natürlich auch dem Pfarrherrn oder Kuraten im Verlaufe seiner geistlichen Funktion eine originale Signatur aufgeprägt. Welch' apostolisch einfache Charaktere gedeihen doch gegenwärtig noch auf jenen vereinsamten Stationen in den Hochthälern Tirols.

Der harten Berufsthätigkeit stemmen sich dort allerlei Schwierigkeiten entgegen. Der stetige Kampf mit den dräuenden Elementargewalten fordert kräftige Kämpen, deren frugale Nährweise von einem Arbeiter im Hochholz oder an der reißenden Ache kaum noch vertragen wird.

Während allerwärts im Reiche sich die Arbeiter zusammenschaaren, um diese und jene Aufbesserungen

ihrer Lohnverhältnisse zu erzwingen und mit ihren Bedürfnissen die Forderungen oft ins Ungemessene und Unangemessene wachsen, muß sich mitten im Gedränge nach Genuß so ein einfacher Seelenhirt in den Hochgebirgen heutzutage noch mit allen Entbehrungen abfinden, welche die Gegenwart kaum mehr versteht. Er muß ein karges hartes Brod essen, wozu allen übrigen Ständen bereits das Gebiß abhanden gekommen.

Er allein steht fast noch auf jener Stufe eines Naturaleinkommens, das aus dem grauen Alterthum stammt, aus den Tagen, wo ein Kurat im Pinzgau ein gesatteltes Roß bereit halten mußte, um etwa einem in den Schluchten der Häbach oder Sill verunglückten Saumer wie einem kranken Pilgrim so schnell als möglich die letzte Wegzehrung an den Tauernschneebetten reichen zu können, dafür er dann vielleicht auch die Decke eines Valwildes (Steinbocks) bekam oder die rechte Hand eines Bären.

Wer in Tirol oder in der Steiermark öfter Umschau zu halten pflegt, dem wird es bekanntlich ein Leichtes, solchen Nachfolgern Christi mit dem Rüstzeug apostolischer Resignation zu begegnen. So erinnere ich nur an Roseggers berühmtes Charakterbild: Der Pfarrer im Gewände.

Ich selbst aber entsinne mich an einen Seesorger auf der Gerlos, dessen Muth und Kraft im Kampfe gegen die feindlichen Elemente wöchentlich mit einem „Kaisergulden“ belohnt wurde, wobei die Freude an des Kaisers Bildnis nicht einmal dabei in Anschlag

kommen konnte, denn der getreue Missionar erhielt ja nur einen schmutzigen Papierzettel.

Ebenso will ich nur an jene arme Häuslerin in höchster Höhe der Wildschönau erinnern, die auf Befragen, warum sie denn für ihre letzte Beichte gerade auf dem Besuche des alten Pfarrherren so nachdrücklich bestanden sei, treuherzig erklärte, weil der Gesellpriester soviel jung und schön sei, hätte dieser ihr wegen des verwehten Aufstiegs so leid gethan, — am alten Herrn dagegen sei so nichts mehr zu verderben! —

Wer je in dem Buch des allgemein beliebten Kuraten Gärber in Obergurgl geblättert hatt „ein Buch voll seelsorgerlicher Proben der geistlichen Pflichttreue, ritterlichen Muthes und seltener Abenteuer im Kampfe mit den schrecklichen Gottesgewalten", der wird wohl kaum jene Aufzeichnungen wieder vergessen haben, worin jene schauerliche Provisur geschildert und bekundet ist, als in eiskaltem Nachtsturm dem Meßner der Draht der Laterne dergestalt in die Finger eingefroren, daß diese dem Aermsten abgenommen werden mußten.

Vielleicht hat der allzeit gegen seine Sommergäste liebenswürdige Herr folgende Erzählung wiederholt zum Besten gegeben. Läßt sie doch so recht die Aermlichkeit des Einkommens aus der Stola erkennen.

Eines Tages erkrankte der Schmied von Untergurgl, ein Greis von mehr als achtzig Jahren. Auf Anrufen traf noch Abends der Kurat mit dem Doktor aus Sölden in der Schmiede zusammen, um dem Alten

mit geistlicher Zusprache und himmlischem Troste die letzten Stunden zu erleichtern.

Allein inzwischen erholte sich der Meister zusehends, so daß die Meisterin in ihrer Freude nicht angestanden ihrem Ehewirth Nachts noch eine besondere Ehre anzuthun und überfette Schmalznudeln zu backen, die der Rusige denn mit allem Wohlbehagen verzehrte und auch verdaute. Den Kuraten und den Doktor speiste die schlaue Hausfrau aber mit dem Bemerken ab, es sei unmöglich sie selband in die Krankenkammer einzulassen; ihr Mann sei noch zu schwach. So gruben sich denn beide Nothhelfer auf dem kalten Dachboden wohl oder übel in's Heu und suchten elend genug selbst eine Tröstung nämlich die des Schlafes zu erlangen.

Am Morgen aber klemperte der Schmied auf seinem Ambos den Tag an und die herbeigerufenen Beiständer für den letzten Abschied, erstaunt über die rasche Wiedergenesung des robusten Patienten, mußten sich statt mit Stolgebühren und Deserviten mit der Ungebühr abfertigen lassen: Man habe ihrer gar nicht bedurft, der Schmied sei ja ganz gesund, also brauche man auch ihre Gänge nicht weiter zu honoriren.

Die immerwährende Bedrohung von Seite der Elementargewalten macht allein schon das Leben eines Ortsgeistlichen im Gebirge zu einem gefahrvollen. Fast in jedem Jahre steht mit dem der Ortschaft sein Dasein auf dem Spiele. Ein Kurat in der Nähe von Lienz erzählte uns, daß jedes Hochgewitter sein Dorf zum Abrutsch zwingen könne, daher auch vor Ausbruch desselben

er und seine Gemeine immer gleich die Sonntagskleider anlegten, um bei der Flucht hiemit ihre beste Habe gerettet zu wissen.

Die Gastfreundschaft der Geistlichen und ihrer Widdumshäuserinnen erinnert oft an die patriarchalische Liebenswürdigkeit aus den Zeiten von Philemon und Baucis.

So bat eines Tages ein Bavaro=Grammaticus für sich und seine nach strenger Bergfahrt zum Tode ermüdete Frau um Dach und Fach in einem entlegenen Pfarrhof. Der freundliche Herr entschuldigte sich anfangs mit absolutem Mangel an Platz und Raum. Angesichts des erschöpften Zustandes der Dame aber entschloß er sich doch in christlicher Erbarmniß die Fremden in das Zimmerchen und Bett seines Gesellpriesters zu logiren. Aber, sagte er, wenn der Kurat heimkehre und noch so sehr klopfe und poltere, sollten sie nur fest den Riegel zulassen und unter keinen Umständen öffnen. So geschah es denn auch. Wüthend über den gespielten Streich suchte der Kurat Unterkunft für die Nacht auf dem Heuboden. Von Schlaf war keine Rede, zumal er seiner grammatikalischen Hindernisse gedachte, die er an seiner Promotionsarbeit noch mühselig genug zu überwältigen hatte. Hing doch seine Qualifikation von dieser Leistung ab.

Der philologisch rüstiger ausgestattete Gast überließ nun frühmorgens zeitig genug seiner noch müden Gattin das harte Lager, nahm die kleine kärgliche Bücherei des Jungpriesters derweil in Augenschein und so fand der fremde Herr Rektor denn auf dem Pulte die Concept=

blätter jener Prüfungsaufgabe in lateinischer Sprache verfaßt. Nun müßte er kein Schulmann gewesen sein, wären ihm da nicht etliche syntaktische Schnitzer und seinem Gefühle für Classicität widerstrebende Sentenzen aufgefallen. Ha! dachte der Schulmonarch, da könnte ich mich ja für die Nachtherberge dankbar erweisen. Er setzte sich darum zurecht, corrigirte die schwankende Latinität des strebsamen Priesters mit aller Acribie aus dem Groben heraus, half derselben mit manchem Auspuß aus kastalischer Quelle nach, zog manche Periode mit concinn gepackter Schärfe des Ausdruckes zusammen, und dann schlug er die Arbeit wieder zu.

Kaum war das Stübchen nach der Messe leer befunden, stürzte der Kurat hinauf, um seinem Aerger und Zorn gegen das aufdringliche Fremdenpaar Luft zu schaffen. Aber siehe! bald zog er sich beschämt und in Verwunderung über die gebenedeite Erlösung aus seiner geistigen Vorhölle in des Pfarrers Wohnstube; diese war leer. Es hatte das dankbare Ehepaar das Obdach bietende Kämmerlein schon verlassen. Noch dankbarer gedenkt ihrer wohl der sicher stets gastfreundlich gebliebene Priester.

Solche Eremitagen finden sich aber nicht einmal so selten als man annehmen möchte. Daß sie der Geistliche trotz besserer Standesaussichten nicht verläßt und mit ganzem Herzen an solcher in Einsamkeit gebetteten Armuth oder doch Dürftigkeit haftet, erklärt sich nur aus der heißen Liebe zu der Heimath und der magnetisch wirkenden Bergnatur.

Und merkwürdiger Weise waren die früheren Zu-

stände oftmals noch weit grausamer. Wer das gegenwärtige Kuratenhäuschen zu Trafoi in seiner ärmlichen Verfassung begegnet, ahnt vielleicht nicht den Fortschritt zur relativen Behäbigkeit im dortigen Aufenthalt.

Der Kurat äußert jetzt seine lebhafte Zufriedenheit. Du lieber Gott! seufzt er: In der ersten Hälfte unseres Jahrhunders mußten seine Vorgänger im Amte in dem Hüttchen an den heiligen drei Brunnen wohnen und Schule halten. Dort hinten am grausigen Bachbett der aus den Felswänden des Madatsch hervorbrechenden Wasserstürze, unter den hereinhängenden Gletscherwandungen, deren von Lawinen herabstürzende Trümmer die winzige Besiedelung täglich vernichten konnten, dort mußte die Jugend jener kleinen Dorfgemeinde über Schnee und Eis sich ihren Weg zu den tres fontes ihrer geistigen Nahrung sauer genug bahnen, bis der rauhe Winter auch diese einzige Möglichkeit des Unterrichts grausam verschloß!

Ob unser Dr. Ludwig Steub in seinen „drei Sommern in Tirol“ schon davon Akt genommen, auf welche Weise der Kurat von Kriml im Oberpinzgau sich mit der Lekture in politischer Hinsicht auf dem Laufenden erhielt, ist mir im Momente nicht gleich erinnerlich. Aber erzählt hat es mir der geistliche Herr so traulich selbst, daß ihm ein Freund im deutschen Lande draußen stets zu Anfang des Winters die Allgemeine Zeitung vom vorigen Januar ab hineinsende und dann mache er sich erst in den einsamen Winternächten, wenn die Schneewände jeden Verkehr mit der Außenwelt abgesperrt,

mit lebhaftem Interesse daran, die Ereignisse des Jahres nachträglich ex post an sich vorüber gleiten zu lassen.

Wenn auch nicht in der drastischen Weise wie in Tirol habe ich gleichwohl im bayerischen Gebirgsvorlande annähernde Verhältnisse in dem geistlichen Haushalt gefunden. Da, wenn ich nicht irre, möchte es fast bemerklich erscheinen, daß Kulturhistoriker wie Professor Dr. Riehl bisher der Charakteristik des Landklerus zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt haben.

Mir erscheinen mehre Typen merkenswerth.

Den uralten Exconventual Niggl des Klosters Rott am Inn, lange Zeit Expositus zu Maria Eck, begegnete mancher Wallfahrer, wie er im Schweiße seines alternden Antlitzes sein Deputatholz gespalten und selbst in die Lege getragen hat.

Ja, ein Pfarrer von Hart fertigte sich nicht nur Pflug und Egge selbst; er drehte bei Ankunft von Beichtkindern schnell ein Fäßlein Bier über die Kellerstiege herauf, um den erleichterten Herzen auch eine irdische Labung credenzen zu können.

Wie wär es, wenn der Name „Pfarrköchin“ vielleicht erst aufgekommen, als die Widdumshäuserin auch zu kochen verstehen lernte. Ein alter Grabstein zu Surberg spricht für dieselbe. Auf diesem originellen Denkmale aus dem 15. Jahrhundert aus salzburgischem Marmor läßt nämlich die Vorderseite den parochus loci mit dem Altarkelch in den Händen erkennen, während auf der Rückseite desselben Steines seine Hauserin mit einem Kochlöffel im Gürtel abgebildet erscheint. Ein

rührendes Zeugniß, wenn auch nicht ehelicher Treue, doch häuslicher Eintracht und Würde.

Wenn freilich die Köchin täglich nur ein einziges Leberknödel zu bereiten hatte, — und es lebte bis vor Kurzem in hohem Alter noch ein angesehener Pfarrherr im Kiemgau, der diese kräftige Speise gut zwölf Lustren ohne Unterbrechung täglich genossen hat, — dann konnte sie ihrem Herdamte wohl anstandslos vorstehen. Aber im Ganzen genommen ist der Mittagtisch in den Pfarrhöfen doch ein frugaler, ja nicht selten so ordinär bestellt, daß die in Kooperatoren latinisirten Gesellpriester sich darüber zu beschweren meistens triftigen Grund haben. Sehen sie doch nicht selten Jahr aus Jahr ein nur schlechte „Watscher", wie man das Sauerkraut nennt, als das einzige und oft ungenießbar bereitete Gemüse auf dem Tische, eine selbst für Bauernmägen strapaziöse Zumuthung.

Daher kommt es nicht etwa nur bei den Franziskaner Mönchen vor, daß sie nach Ablauf ihrer so häufigen Fasten die kräftigeren Fleischspeisen verschmähen, weil sie deren fast entwöhnt, sondern auch weltliche Priester wissen vermöge ihrer kargen Lebensweise mancher leckeren Bissen leicht und consequent zu entrathen. Bei einem Sebastiani-Festessen, welches der Pfarrer von B.— jährlich zu geben verpflichtet ist, überzeugte ich mich selbst, wie ein ehrwürdiger Commorant all die Gänge edler Fische und Geflügel sowie mehrere Wildpretplatten an seiner Person unangetastet vorübergehen ließ. Erst in dem Augenblicke als gebratene Würste auf Blaukraut servirt wurden,

nahm er sich mit den Worten eine complete Portion heraus: Ha! endlich kommt doch etwas für mich!

Ebenso einfach ist es mit dem Trunk bestellt. Jene alten Herren vom großen Durst, die nach der zehnten und zwölften Maß melancholisch erst bemerkten, daß „sie das Bier nicht mehr annehmen wolle“, jene tapferen Trinker findet man kaum mehr. Oft zahlten sie der Kellnerin abschlagsweise schon beim Eintritt in das Herrenstübchen des Wirthshauses einen Theil der Zeche im Voraus, damit das profane Volk der Gaststube bei ihrem Heimwege nicht merken sollte, welche Summe die Herren auf einem Sitze vertilgten.

Die Zeit verändert der Trinker letzten Rest an Poesie, bis auch der Deutsche an dem amerikanischen Ladentisch angekommen sein wird, an jenem langweiligen trink-bar, wo man nur stehend seinen Durst stillt, ähnlich wie an den prosaischen Hallen unserer kohlensauren Jungfrauen. Da wird man denn auch in künftigen Jahrzehnten, wenn einmal die Mönche eher den Anachoreten gleichen werden, wie sie Professor Thedy in Weimar gemalt, die gemüthlichen Klosterstübchen mit ihrem cervisialen Humor und der von Grützner unnachahmlich fixirten baiuwarischen Gemüthlichkeit als Opfer für römischen Eigensinn im Lande ungern vermissen, vielleicht solche Bilder nur noch als Andenken an eine selbst verscherzte, angenehme Kulturperiode in Museen bewahren. Dem Kulturhistoriker geziemt es, hievon wenigstens rechtzeitig Notiz zu nehmen. Es ist aber auch geradeso in seiner Pflicht gelegen, merkwürdigen

von der Zeit wohl nie mehr reproduzirten Typen seine Aufmerksamkeit gelegentlich zuzuwenden. Da kann auch der Einwand, es gezieme sich doch für anständige Schriftsteller kaum, das private Leben von Geistlichen in näheren Betracht zu ziehen, nicht mehr Geltung erwarten, zumal seitdem der Klerus sich in das öffentliche Leben und auf die politischen Bühnen hervordrängt und allenthalben fast mehr den Aufgaben des Staates seine Aufmerksamkeit widmet als seinem apostolischen Beruf. Wer aber an Straßenecken sich niedersetzt, darf über öffentliches Betrachtetwerden nicht weiter sich beschweren. Uebrigens läge mir nichts ferner, als ehrwürdigen Vertretern des geistlichen Standes zu nahe zu treten oder vielleicht unter dem Schein des Humors ihnen eins am Zeug zu flicken.

Allein einestheils bliebe die Physiognomie der Gemeinde im Gebirge ohne ihren Seelenhirten eine unfertige Skizze, anderntheils verschwinden die alten Originale im Landklerus so zusehends, daß vom kulturhistorischen Standpunkt aus betrachtet eine merkliche Lücke verbliebe, wollte man gerade diese einflußreiche Partie des Gemäldes ohne Lokalbetonung ausfallen lassen.

Daß ich dabei meist nur Typen verstorbener Charaktere behandeln werde, möchte ich der Beurtheilung wegen auch gerade ebensowenig unerwähnt lassen, als daß eine tendenzlose offene Schilderung jedenfalls mehr Anspruch auf Werth besitzen wird, als jedwede stille Mittheilung von Mund zu Mund, wobei keiner dem andern was gesagt haben will.

Die hervorragende Thätigkeit des Landklerus wird wahrlich überall in der unablässigen und Hilfe spendenden Karitas erblickt werden. Mildthätig sind sie fast Alle, die einfachen Missionäre, welche den Armen nicht blos die Lehre des enthaltsamen Heilands von Nazareth predigen, sondern nicht selten selbst so arm sind, als hätten sie jegliches Besitzthum voraus den Armen schon gegeben und folgten nur noch ihm nach. Pfarrherren, denen ein gepolsterter Stuhl schon ein Möbel an der Schwelle der Verweichlichung ist, die ihre Bücher wegen Mangels an einer Stellage auf dem Fußboden ausgebreitet, oder die auf steinhartem Nachtlager zu schlafen gewohnt, waren bisher nicht seltene Asceten. Ihr frommes Wirken als schnelle Verrichter oder gute Ziehmeßleser, wie auch als wettergerechte Herren entzieht sich meist der Oeffentlichkeit; erst nach ihrem Tode überschlägt der Testamentsvollstrecker zur Ueberraschung der Leibeserben die Summen, welche der unvergeßliche Seelsorger im Stillen zu guten Zwecken verwendet hat. Diese Medaille hat freilich manchmal eine trübe Kehrseite, besonders seit der fatalen Einführung von Strafen für verschwiegene Kapitalien.

Einen Gegensatz zu seinen barmherzigen Collegen bildete weiland ein Pfarrer in Uebersee, der sehr knauserig im Almosengeben gewesen. Damit ihm kein Landfahrer oder Bettler über die Schwelle komme, kaufte er sich den Tschako eines Gendarmen, stellte dieses Abschreckungsobjekt hinter das der Hausthüre zunächst befindliche Fenster. Zugleich ersetzte er damit auch einen Haushund,

der doch auch wieder hätte gefüttert werden müssen. Dieser Hirt nahm sich freilich auch um das Wohl seiner Schäflein an, aber er kämmte ihre Wolle auf empfindliche Weise.

So empfahl er jedem Hausvater seine Vermittlung, um unverzinsliche Baarbestände in verzinsliche Papiere anzulegen. Die meisten ohnedies wohlhabenden Bauern schleppten viele Geldsummen ihm zu diesem Zwecke in den Pfarrhof. Hiefür erhielten sie damals bayerische Grundrentenobligationen, auf welchen ja der Werth deutlich ausgedrückt war. Hundert gegen Hundert — Tausende gegen Tausende! „Da feit si' nixn!“ Was wußte der Bauer von dem Unterschied in al pari oder wie damals der Kurs gestanden zu 85! Nach Vollzug dieses Vermittlungsgeschäftes aber ließ der Schlaumeier sich versetzen.

Vielleicht hat er an anderer Stelle die Früchte seiner Crispinusarbeit doch wieder der Kirche zukommen lassen. Wer weiß! Denn die geistlichen Sammler für die Kirche, sowohl für ihr eigenes Gotteshaus, als neuerlich auch für die ecclesia militans, bilden eine Legion.

Jeder Grabstein eines Pfarrers bezeichnet zugleich auch die Finanzperiode, in welcher er als Mehrer des Kirchengutes gewirkt hat. Nebenbei sind bis heute die Musen nicht ausgeschlossen, Klio voran und Euterpe. Die in früheren Zeiten unausweichliche Freundin Terpsichore ist dem tonsurirten Gesellschafter heutzutage gänzlich unmöglich geworden. Geognosie, Botanik und besonders

Lokalgeschichte findet im Pfarrhof gesunde Wart und Pflege. Musik und Gesang dagegen sind in dem Widdum fast allerorts verstummt. Die Spielkarte ersetzt Noten und Instrument. Dabei bleibt es immer eine heikle Aufgabe, bei geistlichen Herren von gewissen Zeitrichtungen zu sprechen. Für jeden Gegensatz läßt sich ein Charakter finden, der dafür Zeugniß gibt.

Während Pfarrer D. in Traunstein vor etlichen Jahrzehnten noch gegen die Fremden und Franken eiferte, die das Bergsteigen und Spazierenrennen in's Land gebracht hätten, eine nach seiner Anschauung in Oberbayern überflüssige Unsitte, weil Stadt und Markt allerwärts und in verschiedenen Richtungen Bierkeller besäßen, über die eine ehrsame Bürgerfamilie hinauszugehen doch keinen reputirlichen Anlaß habe — während dieser Zeit wußte sich der Pfarrer H. in Inzell kein größeres Vergnügen, als auf seinem falben Norweger im Gebirge einen Berg, soweit es ging, anzureiten. Auf dem Plateau des Stauffener Zwiesels hat ihn wohl mancher Reichenhaller Kurgast gesehen, — eine Reiterstatue auf kolossalem Postament!

Andere wiederum frequentiren die Schießhäuser. Auf den großen Schützenfesten in Tirol oder der Schweiz bekundet der Klerus merkliche Theilnahme, wohl zum nicht geringsten Maße aus der Fähigkeit beziehungsweise planmäßigen Accomodation an Sitte und Brauch des Volkes und im Volksleben.

Man wird wohl kaum irren, wenn man das Ab=

kommen der Reitpferde in Pfarrhöfen mit dem Verschwinden der Naturalwirthschaft in Zusammenhang bringt.

Wie bemerkt, konnte in früheren Jahrhunderten, wo die Parochialgrenze einer Pfarrei am und im Gebirge weit über 10 Wegstunden in einer Thallänge dahinzog, ein unberittener Kurat gar nicht gedacht werden. Auch des letzten geistlichen Reiters Kostum, welches wir so oft bewunderten, wie belächelten, wird kaum mehr wiederholt werden. Der Herr Pfarrer B. von Bachendorf, im polnisch geschnürten Studentenrock mit rothem Futter und hoher steifer Kravatte liebte seinen Schimmel mit rother Schabrake satteln zu lassen, ein gar farbig Bild auf der Folie der Raine seiner Dienstgründe oder der benachbarten Gemeindefluren.

Derselbe Herr begleitete lange Jahre hindurch die Ehrenstelle eines Vorstandes des landwirthschaftlichen Vereinsbezirks Traunstein. Sein Hauptgrundsatz gipfelte in dem Axiom: Verbesserungen auf diesem Gebiete könne nur der wohlhabende Großgrundbesitzer probiren wie ausführen, also sei es auch zwecklos andere als Großbauern für den Verein zu engagiren und zu gewinnen. Kam z. B. eine Präsidialanfrage ihm zu Gesicht, ob man in seinem Vereinskreise nicht Jungen habe, denen man mit einigen Schulkursen an Landwirthschaftsschulen oder gar mit Stipendien vielleicht unter die Arme greifen könne, da gab er an besagte Obervorstandschaft gewöhnlich gar keine Antwort ab. Um aber auf dem Aktenprodukt doch einigermaßen seine Thätigkeit zu bezeugen schrieb er einfach darauf: Nichts für uns! oder ein

Verscitat aus dem neuen Testamente darunter, z. B. unter obige Zuschrift nur: Evang. Johannis, Vers so und so: d. h. Wir haben die ganze Nacht gefischt und nichts gefangen!

Befleißigte er sich so und in allen Dingen einer meisterhaften Kürze, so mußte er doch selbst seine unausfällige Jahresversammlungsrede des Vereins in dem Momente abbrechen, als in dem Gastzimmer des Wiespaur'schen Hotels zu Traunstein das Küchenfenster sich aufschob und der berückende Dampf von Fisch und Braten eindrang. Damit war jegliche Discusion unmöglich gemacht. Es brach der tapfere Reitersmann dem eifrigsten Edelmann die Lilien seiner schönstgedachten Universalmittel ab, um sie nie wieder pflanzen zu lassen. —

Zu den seltensten Originalen aber, die schwerlich in der Folge mehr anzutreffen, wird immer ein vormaliger Pfarrer M. zu Schmiechen und später zu Grabenstatt am Chiemsee zu zählen sein. Ein großer Gelehrter und Meister todter wie vieler lebenden Sprachen lebte er ein äußerst eingeschränktes Leben unter seinen Büchern, so daß ihm alle politischen Aenderungen und Umwälzungen ein Gräuel erschienen. Zumal jegliche Folgen des „Räuberjahres" 1848 verabscheute er gründlich, da die daraus hervorgegangenen Gesetze dem Pfarrherren den Naturalzehnt wegfraßen und ihm nur eine spärliche Ablösungsobligation dafür als Ersatz geboten wurde. Er wollte dieses Lumpenpapier gar nicht mehr vor

Augen haben. Dieser klerikale Zorn verursachte aber späterhin noch persönliche Verluste. So kam nämlich in Folge von allerlei perennirend aufscheinenden Mängeln in den Kirchenrechnungen eines Tages eine gemischte Visitationskommission in den Pfarrhof, ein geistlicher Commissär der erzbischöflichen Kurie in Begleitung des Bezirksamtmanns von Traunstein, um an Ort und Stelle sich von eingerissenen Nachlässigkeiten selband zu überzeugen. Man stürzte kaum des einfachen Kassenschrankes wenige Schubladen im Wohnzimmer von Hochwürden, so fand sich sofort, daß von den Talons der Grundrentenobligationen des Jahres 1849 nicht ein einziger Coupon abgeschnitten und daß wiederum von diesen Zinsabschnitten inzwischen viele verlooſt erschienen, aber mittlerweile nicht eingelöst würden. Und nun schrieb man bereits 1865! Während der geistliche Commissär nun über den enormen Verlust des Kirchenvermögens zu jammern und über Ersatzleistung nachzurechnen begann, fragte der weltliche Curator den stumm dabei stehenden Schuldigen: „Ja Herr Pfarrer! wie ist denn das möglich, daß Sie seit so vielen Jahren den Zinsenverlust über sich bringen konnten?“ — „Ja, mein Gott! Zufällig bin i' halt seitdem nicht mehr an das Kassenpult hinkommen!“ war die mehr als lakonische Ausrede. Die beiden Commissarien starrten sich nun erst recht an — vox faucibus haesit! „Wie! Nicht hingekommen, seit siebzehn Jahren? Und sie verstummten vorerst mit dem Defektuar, der später eben so gleichgiltig den Ersatz geleistet hat, als willig, weil er nur wieder eine Zeit

lang unbehelligt von solchen ekligen Geldgeschichten und ägyptischen Finanzplagen seine Ruhe gefunden hatte.

Merkwürdig! Von demselben gemächlichen Haushalter fanden sich nach seinem Tode die genauesten Tagbücher über die Widdumsökonomie äußerst sorgfältig von der eigenen Hand desselben geführt, summirt und bilancirt. Also war's wohl nur der Widerwille vor dem Papiere des Staates, der die Rechnung des Kirchenvermögens so empfindlich zu schädigen im Stande war.

Eines dieser Haushaltbücher, bereits vor einem halben Jahrhundert abgeschlossen, gewährt uns wenigstens einige authentische Einblicke in den Haushalt eines oberbayerischen Pfarrhofes, in das Widdum, dessen inneres Leben sich so selten der Beurtheilung öffnet.

Für den Spezialhistoriker sind solche Einzelheiten von Aufschreibungen nicht selten ein wahrer Schatz. Aus ihnen lassen sich nicht nur manche Zeitverhältnisse, sondern auch die Charaktere des Schreibers in feinem Mosaik wieder zusammensetzen. So entsprach es sicher dem Naturell unseres hochwürdigen Herren, wenn er neben den Saat- und Ernte-Ergebnissen, Düngeraufwand für jeden Acker, wenn er gleich unter den Dienst-, Spinn- und Weblöhnen nicht blos alle möglichen kleinen häuslichen Ausgaben, sondern auch jene für die Kirche und Pfründe vermischte und seine Glossen dazusetzte. So bei der Saat von einer neuen Sorte von Kartoffeln im Hausgarten den frommen Wunsch und Segen: crescite et multiplicamini benedictione Dei omni potentia, so bei der Ernte den Seufzer: „Ein mittelmäßig Fuder!

Deo gratias! Brauch's wohl!" Manchmal führte den Herrn sogar gerechter Aerger den Federkiel z. B. wenn er folgenden Eintrag gemacht: „Heut ließ ich den sehr schlechten Zehnthaber noch dürch die Windmühle und da wurde mittelmäßiger Haber aufgehoben 7$^{1}/_{2}$ Schäffel, an Spreu und taubem Haber vom Müller gerade zwei Scheffel weggeputzt — horrend!"

Auch die jährliche Naturalwirthschaft des Jahres 1834 gibt eine Gesammtübersicht folgender Maßen an. An Getreide wurden also verkauft

	3	Scheffel	Rogen	um 27 fl. 50	
	1$^{1}/_{2}$	„	Weizen	20 fl. 47	
	23	„	Haber	117 fl. 24	
verspeist	9$^{5}/_{6}$	„	Roggen		
	6	„	Weizen		
verfüttert	15$^{5}/_{6}$	„	Haber		
	4$^{3}/_{6}$	„	„ fürs Geflügel		
ausgesät	8$^{2}/_{6}$	„	Haber	in der Flur Hirschau	
	2$^{2}/_{6}$	„	Winterrogen	„ „ „	Winkel
	—$^{3}/_{6}$	„	Winterweizen	„ „ „	Winkel

Wie bemerkt, mit der Sorgfalt eines Gutsverwalters folgen die Einträge der Einnahmen wenn auch mit denen aus Seelgottesdiensten, Jahresgedenken und Stolgebühren nach dem Anfall in chronologischer Weise.

Die Tage des Rinderns, der Trächtigkeit und des Kälberns jeder mit Namen und Farbe genannten Kuh nebst der Bemerkung des taurus proprius seu alienus finden sich eingetragen und sein damaliger Veterinär, nämlich der Schmied von Chieming, ist nicht vergessen,

da er für eine Kur 1 fl. empfing. Auffallend erscheinen gegenwärtig die geringen Preise der landwirthschaftlichen Produkte, denen ja zu jener Zeit jedwede Nachfrage aus der Fremde abging. Kälber wurden um 4 fl. 30 bis höchstens 9 fl. 30 abgelassen, ein Schäffel Roggen kostete 8 fl., für 19 Gänse mit 18 „Jung" erlöste die Pfarrköchin 21 fl.

Dagegen bezog der Pfarrherr seine 26 Eimer Winterbier, theilweise in Geld und theilweise in Getreide bezahlt, noch um den unwiederbringlichen Preis von 3½ kr. pr. Maß!

Die pfarrlichen Einnahmen jener Zeit haben auch bereits ihre historische Patina und sind es also werth aufgezeichnet zu werden. Verweht und vergessen sind mittelst der Ablösungsgesetze die Freistiftslaudemialgebühren und manche angenehmen zufälligen Einnahmen der alten Herren. So oft sich ein Brautpaar vor ihnen präsentirte begann das Geschäft nicht etwa mit einem scrupulosen Brautexamen, wobei hie und da die weibliche Hälfte mehr erröthet als besteht, bewahre! Das Abstandslaudeminum des Bräutigams vielmehr wurde von der Hälfte des Ankaufspreises mit 2% (also z. B. 8 fl. 54 kr.) und die Zustandsgebühr der Braut mit 5% (also z. B. mit 17 fl. 48 kr.) genau ausgerechnet. Dann kamen ja die eigentlichen Hochzeitgebühren als sponsalia erst im Gefolge.

Bei anständigen Bauernfamilien summirten sich diese ohngefähr also:

Aufnahme der Sponsalien		45 kr.
Verkündigunginsinuation		30 kr.
dreimaliges Verkünden		30 kr.
das Ertheilen des Johannissegens		24 kr.
die Copulation	1 fl.	12 kr.
das Hochzeitamt	1 fl.	—
Opfer zur Kirche	—	48 kr.
Opfer beim Nachhochzeitamt	—	11 kr.
	5 fl.	20 kr.
Manchmal sind gleich auch Taufgebühren dazu gesetzt	—	24 kr.

Die Taxen bei Begräbnissen wurden im Durchschnitt nach folgende Sätzen für funeralia erhoben:

für Aussegnen	1 fl.	30 kr.
Beerdigung	—	45 kr.
Rosenkranz	—	15 kr.
für drei Seelenämter mit Gedenken	3 fl.	— kr.
„ drei Beimessen	1 fl.	30 kr.
„ Vigil und Libera	1 fl.	30 kr.
„ mortuas	5 fl.	—
„ den Leichenbeschauer	—	30 kr.
„ die Kirche	—	48 kr.
	14 fl.	48 kr.

Was aber meinen lieben Freund Dr. Steub interessirt hätte, das sind die respektablen Jahresausgaben für Bücher und Schriftwerke im Durchschnitt zu 40 fl. 39 kr. Allerdings kommt da selbstverständlich in erster Reihe die theologische Literatur in Betracht:

7 Bände von Haubers Gebetbuch, das katholische Hausbuch, Allioli die hl. Schrift, die himmlische Schatzkammer, Veits homiletische Vorträge und Nelks der Glanz des Throns, alsdann der unvermeidliche Canisius, aber auch Dittrichs Predigten, Mählers Symbolik, hier Väterliche Lehren und Uebungen des Geistes, dort Dobmayrs Dogmatik sowie v. Stolberg Geschichte der Religion Jesu. Diese Bücherei forderte der Beruf.

Aber hieran reihen sich aus der Kollmann'schen Buchhandlung: Göthe und Johannes v. Müller, Gotthilf v. Schubert's Allgemeine Naturgeschichte, Irlbeck die Landschaft und Lipperts Annalen. Selbst Adolf v. Schaden's humoristisch, topographisch, statistische Beschreibung der Haupt- und Residenzstadt München fehlt nicht.

Nicht genug: Neben spanischer Lekture paradiren die Anthologia graeca, Curtius, Ovidius und Plinius finden eine stolze Nachbarschaft an der Storia della litteratura italiana v. Cavaliere Giuseppe Maffei und Theocriti Reliquiae edirt von Theophil Kießling.

Dabei las der gelehrte Klausner, wenn er seine Pfeife mit Portoriko à 1 fl. 12 kr. das Pfund gestopft, die Moj'sche Zeitung, die Landbötin und die Abendzeitung.

Nun das Steub'sche Examen wäre wohl damit cum laude bestanden. Aber auch eine andere zarte Saite, die der christlichen Caritas, wird oft genug in dieser wirthschaftlichen Biographie von ihm kurz angeklungen. Der Ton klingt ächt und würdig. Unter vielen Gutthaten und Spenden für Arme, sein Gesinde und besonders Gödl und Verwandte, fand ich auch ein

mildthätiges Herz für die Abgebrannten seiner Gemeinde Grabenstatt.

Eine Familie blieb gleich über Jahresdauer im Pfarrhofe, bis ihr Haus wieder gebaut und bewohnbar. Unbehelligt würde sie noch länger beherbergt worden sein, konnte doch der gute Seelenhirt auch dem fremdesten Menschen eine Bitte nicht abschlagen.

Die Pfarrköchin hat mir selbst eine Mittheilung anvertraut, die ihren ruheliebenden Herren treu charakterisirt.

Jährlich kam nämlich ein zudringlicher Geschäftsreisender in den Pfarrhof. Gegen dessen anhabig Wesen half nicht Güte nicht Zorn. Ohne Geschäft war er nicht anzubringen. Der Herr Pfarrer gebrauchte nun in der Folge sofort das kürzeste Mittel, nahm ohne ein Wort zu sagen jedesmal sogleich aus dem Kram ein Fläschchen heraus, in der Meinung, es sei farbige Tinte, legte einen Gulden auf den Tisch und so scheuchte er die quälende Hausfliege jedesmal so schnell als möglich vom Halse.

Nach seinem Tode fand der Verlassenschaftscommissär Dutzende solcher Büchschen vor und wunderte sich nicht wenig, wie denn der Defunkt in diesem Artikel solchen Verbrauch hinterlassen konnte — und was kaufte er seit Jahren lediglich der Ruhe wegen? risum teneatis amici! — Schminke! immer wieder Schminke! —

VI.

Die drei Stadtmüller.

„Recht guten Morgen, Herr Amtmann! Könnten wohl so gut sein und uns sagen, wem der Fluß innerhalb des Weichbilds der Stadt Traunstein zum Eigenthum gehört.“

Mit dieser offenherzigen Bitte erschienen einmal die drei bürgerlichen Vertreter des städtischen Mühlengewerbs im k. Rentamt: der Vordermüller, der Mittermüller und der Hintermüller. An deren Werken liefert ein Kanal die Triebkraft mittelst des rasch hinströmenden Wassergefälls. Sie waren also die Hauptinteressenten an der Traun.

„So viel ich weiß,“ entgegnete freundlich der Amtmann, „gehört die Traun dem königlichen Aerar und war schon zu Zeiten der alten Bayernherzoge ein unvordenkliches, der Krone gehöriges und also jetzt dem Staate zukatastrirtes Eigenthum.“

„Sagt man!“ bemerkte der schlaue Mittermüller, der Sprecher des Consortiums, und fuhr mit seinem

Rockärmel über die Filzrolle seines kaum mehr modernen Hutes.

„Wenn es doch anders sein sollte," erwiederte der Beamte, „so werden uns die älteren Akten bald Aufschluß geben."

„Bitten gar schön, halt nachzuschauen; wär ja möglich, daß den Müllern der Stadt das Wasser rechtlich zugehöre. Gnä' Herr! Nehmens uns nur die Störung nicht übel; allein wir wollten uns eben doch einmal um unser Besitzrecht bekümmern."

„Ihr Recht in Ehren!" erwiederte der Amtmann. „Die Sache soll gründlich geprüft werden. Er versprech' es Ihnen. Dann kommen wir ja doch auch gelegentlich wieder zusammen!"

„Im Voraus danken wir halt recht schön für Ihre Bemühung. Ruhsamen Abend, Herr Amtmann."

Und somit entfernten sich die drei wohlgenährten Mehlwürmer unter Versicherung ihres großen Vertrauens. Natürlich stöberte der Beamte die Akten aus seiner „reponirten" Registratur bald auf und darin herum und fand zu seiner ebensogroßen Ueberraschung als Befriedigung bestätigt, was er den Gewerbsgenossen schon mitgetheilt hatte. Allein er fand in den stummberedten Papieren noch mehr als dies.

Die Protokolle, welche zum Zweck der Feststellung des Nutzungsrechtes an dem lustigen Gebirgsflusse sich in den Akten häuften, ließen ohne besondere Mühe deutlich erkennen, daß schon die drei Vorfahren und Väter des mehlstaubenden Terzetts seinerzeit wohl Ansprüche

gemacht, aber auch nach Verlauf von verschiedenen Verhandlungen auf alle und jegliche Eigenthumsrechte an den Wassern des Stadtbezirks verzichtet haben. Ja selbst die gegenwärtigen drei Müller haben schon einmal unter einem früheren Amtmann den Verzicht durch Unterschrift ausdrücklich und wiederholt bestätigt. Allerdings war darüber mehr als ein Jahrzehnt verflossen.

Der gegenwärtige Amtmann, anfangs verblüfft über den Stand der Sache, suchte nach Akten jüngeren Datums, weil er nicht anders annehmen konnte, als wären nachgerade doch den drei Mühlenbesitzern Gerechtsame eingeräumt worden. Wie wäre es denn sonst möglich, daß das Trifolium so gemessen und bestimmt sich darum zu Amt begeben hätte.

Seine Ueberraschung stieg aber bald noch in ungemessene Höhe als nach einigen Tagen eine Klage des k. Anwalts, des Advokaten Dr. H. in T. Namens der drei Stadtmüller bei Amt eingelangte, natürlich gegen den k. Fiskus wegen des Eigenthums an der Traun innerhalb des Burgfriedens der Stadt T. Ebenso grausam als wie diese Klage gereckt und gestreckt war, erfolgte aber auch nach geraumer Zeit die Abweisung derselben vor Gericht.

Nun lag dem Amtmann doch daran, der eigentlichen Veranlassung auf den Grund zu kommen, warum denn von Seite der sonst so schlauen und haushälterischen ja knausernden Geschäftsleute und trotz der Klarheit des Rechtszustandes diese so frappirenden als keineswegs wohl-

feilen Anstrengungen auf dem Rechtswege gemacht worden seien.

Auf einem Spaziergang begegnete der Amtmann dem Herrn Magistratsrath M. von der Mittermühle und nach manch freundlichem Austausch des Gespräches fand er Gelegenheit, den wohlhäbigen Vollbürger zu ersuchen, ihm doch die treibende Ursache jenes Streites mitzutheilen.

Da blieb Herr M. stehen, blitzte mit schlauen Aeuglein unter den Brauen hervor und preßte die breiten Lippenbänder oft so scharf zusammen als wollte er den Ausbruch eines Gelächters gewaltsam unterdrücken. „Ursach? O mei! Wie's halt so bei uns Brauch und Herkommen ist — wissen's Herr Amtmann, da kann man nicht leicht drüber hinaus!“

„Nun also, Herr M. — wer oder was gab den Impuls zu diesem mir unerklärlichen Anrufen des Gerichts?“

„Ja, sehen Sie und bedenken Sie: der Doctor ist doch bekanntlich zugleich Brauer und läßt seit Jahren im Turnus bei uns drei Stadtmüllern seine Braugerste mälzen. Nun, und von der Väter Zeiten her sind wir dagegen Stammgäste in seiner Wirthschaft.

Eines Abends saßen wir wieder am alten Kompagnietisch beisammen, da beredeten wir drei Müller uns, wie man halt so aus Geschäftsrücksichten darauf kommt, ob es denn nicht, wie früherhin auch, so wieder einmal angezeigt erschiene dem Herrn Doctor ein Präsent zukommen zu lassen. Wissen's, solche zeitweilige Geschenke

sind nothwendig zur Aufrechthaltung des Geschäftsverbandes, und, setzte der schlau blinzelnde Herr M. dazu, wissen's, das kommt übrigens im Geschäft Alles wieder reichlich ein. Und lächelnd fuhr M. fort:

Nun hatten wir um das und jenes berathen. Da verfiel der Vetter Hintermüller auf die Idee, man müsse dem Doctor gerade das bieten, was ihn am meisten Freude mache.

Und das ist jedenfalls ein Prozeßlein, jubelte der Vordermüller. Lassen wir ihm eins führen! Das g'freut ihn am meisten!

Recht so, sagte ich! fuhr Herr M. fort. Aber um was denn streiten?

Ah bah! Strengen wir nur einmal den alten Streit ums Wasser im Stadtrayon wieder an, wie ihn des Doctors Vater schon für unsre Väter angehängt hatte. Da muß der Doctor ja sogar die alten Vorakten noch in Händen haben! setzte der Hintermüller schmunzelnd hinzu. Ja das freut den Commentarbohrer mehr als Alles!"

„Aber lieber Herr M.!" fiel ihm der Amtmann in die Rede. „Haben Sie denn nicht den Kostenpunkt erwogen, zumal im Falle des Unterliegens?"

„Freilich, freilich! Das war ja die Hauptsache. Wissen's, wir haben ja vornherein und „voneh" gewußt, daß der Doctor den Prozeß verlieren muß, weil der Fiskus uns jederzeit mit seinen Beweisen durch Mahlgang und Mühlschuß durchtreiben kann, aber auf diese Art hat doch der Doctor einmal wieder einen kräftigen

Deservitenzettel schreiben und eintreiben lassen können und über das geht eam nixn! Verstehn's? Na was is drum! Auf der Malzdarr' kommt doch Alles wieder zum Vorschein. Aber, wie g'sagt, es handelt sich im G'schäft oft nur um die Art und Weise, wie man aufmerksam und nobel erscheinen soll."

Und nun, warum der Amtmann diese kurze Geschichte öfter gern erzählte? Weil die meisten Reisenden, die gar flott und rasch heutzutage durch das Land dampfen, sich dann gleich einbilden, nun hätten sie mit ihrem Rundreisebillet auch schon ein Urtheil über Land und Leute erworben.

Wer tiefer in den Spiegel der Volksseele hinab schauen will, der muß oft aussteigen und sich den beschwerlichen Fußweg nicht verdrießen lassen. Selbst scheinbar dummen Handlungen liegen oft die originell schlauesten Triebkräfte zu Grunde.

Und die plaudert man selbst auf der Mühle nicht gern zweimal aus.

VII.

Ein landwirthschaftliches Gaufest.

Tausende von einsichtsvollen Guts- und Grundbesitzern in Bayern mochten es wohl wie eine dem süddeutschen Fleiße dargebrachte Ehrung empfunden haben, die man ihrem tapferen Pioniere auf dem Felde des rationellen Fortschritts und bethätigten Aufschwungs, dem damaligen Generalsecretär des landwirthschaftlichen Vereines, unserem unvergeßlichen Freunde Adam Müller zu München erwiesen hat, als die Vertreter landwirthschaftlicher Interessen von ganz Deutschland zu München getagt haben.

Besonders norddeutsche Großgrundbesitzer hegten damals den Wunsch, hiebei Gelegenheit zur Beurtheilung einer Heerde Gebirgsvieh zu erhalten. Man bezielte nämlich nicht eine Vorführung ausgesuchter Paradestücke, die eigens etwa zu diesem Zwecke gepflegt und gefüttert würden, es sollte A. Müller vielmehr ohne weitere Zeit

zur Vorbereitung wenn möglich den ganzen Bestand eines Almbeschlages, gut wie schlecht, einer Prüfung unterstellen lassen.

Um nun diesen Wunsch erfüllen zu können, wandte sich Adam Müller in aller Eile an das landwirthschaftliche Bezirkscomité Traunstein, im festen Vertrauen, daß dasselbe die Aufgabe so rasch als eifrig übernehmen werde. Der Generalsecretär wußte wohl, daß der dortige Vereinsvorstand längst historischen Studien über die Frage der Herkunft des bayerischen Gebirgsrindes obgelegen und in seiner „gelben" Zeitschrift deshalb manche Anregung gegeben hatte. Anderseits wäre es ohne dessen vorhergehenden Bemühungen um die Hebung der Viehzucht mittelst sorgfältigerer Auswahl der edeln Pinzgauer Race kaum gelungen, eine an der Grenze zwischen Bayern und Tirol eingebettete Gemeinde für Müllers Vorhaben zu gewinnen. Allein für diese seine Bestrebungen erzeigte sich in Erinnerung was Müller für die Leute gethan ihre Dankbarkeit in lebhafter Weise, wenn auch eine gewisse schlaue Rücksicht auf die werkthätige Unterstützung von Seite der obersten Vereinsorgane die Gemeinde Reut im Winkel mit bestimmte, die Aufgabe zu übernehmen, nicht ohne Besorgniß vor allenfallsigem Schaden, welcher bei der bedeutenden Entfernung von der Stadt Traunstein durch einen auf zwei Tage Eintrieb und fast auf eine Woche zu berechnende Unterbrechung ihrer Weide entstehen könnte. Allein der Ehrgeiz hat bei den Aelplern doch stets auch ein Wort darein zu reden. Und er gab den Ausschlag. So improvisirte man denn zu dem ohnehin geplanten

Gaufeste eine Viehausstellung möglichst nach dem natürlichen Hergang auf den Bergen, indem man einen grünen Anger an der Stadt hiezu bestimmte und mit einer original eingerichteten Alphütte ihm den Charakter der Almweide anpaßte.

Aus dem Wunsche der oldenburgischen Oekonomen und pommer'schen Ritter vom Stall ließ man die praktische Idee der Besonderheit einer technischen Prüfung des lebendigen Vermögens und eigentlichen pecunia einer Berggemeinde erwachsen. Seitdem wurde sie ja wiederholt beobachtet und stets mit Glück befolgt.

Daß die vornehmen Gäste zu München damals in ihrer Tagsatzung sogar eine Pause eintreten ließen, um einen Tag für das Fest in Traunstein frei zu bekommen, erregte Aufsehen. Adam Müller leitete diesen Beschluß und die fröhliche Fahrt nach dem schönen Gau. Kurz nach einer herzlichen Begrüßung der „fremden" Herren ertönten auch schon die gedämpften Akkorde der Herdeglocken und von kräftigem Juhschrei und langgezogenen Tonfällen des so charakteristischen Jauchzens der Sennin unterbrochen rauschte es über die Höhe der „Waschleite" entlang von der Blitzkapelle herab wie Reitertraben, bis die ganze Heerde auf der Angerwiese sich mehr und mehr ausgebreitet hatte. Es war für manch schwerfällig Exemplar der braunen Familie kein kleiner Spaziergang, von der Winkelmoosalpe am Fellhorn bis an die Kelleranlagen der Stadt her zu humpeln.

War es doch, als brächte die neugierig glotzende Einwanderung einen Theil frischer Bergluft mit herein.

Wer konnte sagen, ob die schmucke Dirne auf ihre Zöglinge stolzer war oder die Pinzgauer Roblerkuh mit der ehernen Läutschelle am gestickten Bande auf ihren mächtigen Kranzschmuck, gepflückt von der Oswaldstauden, wie man den rothen Almenrausch dort benennt? Grandezza in jeder Muskel folgte der wuchtige Kraftheros des Berges, ein tadelloser Stier als Vertreter der damals neubezielten Kreuzung Simmenthaler Edelblutes mit dem heimischen Pinzgauer Geschlechte. Als wolle er, der Stärkste, die ehrenwerthe Gesellschaft herablassend begrüßen, schüttelte er sein gekraustes Haupt mit farbiger Blumenkrone geziert und an Stelle des Ordenszeichens seines Kraftadels trug er am Lederbande eine rundbauchige Flasche, gefüllt mit ungefälschtem Geiste, der des gelben Enzian meisterlich berühmten Wurzeln entstammt. Von muthwilligen Jungrindern umsprungen stolzirten wohlgenährte Milchspenderinnen ohne Scheu dem Menschengewühl entgegen, um zutraulich betastet und nach allen Seiten beschaut und untersucht zu werden.

Ein fröhlicher Willkomm wechselte zwischen den Almmeistern und den „zuegroaßten“ Landwirthen. Die Scenerie gewann sichtlich durch die herrische Regentin der Vierfüßler. Almputzer und Geisbube trugen ihr heute Butterschaff und Stotz nach, und bald saß sie auf dem von ihrem Ahnl geschnitzten Melkschemel und begann rührig ihre Arbeit.

Daß der Zweck einer persönlichen Augenscheineinnahme und der unbeeinflußten Bewerthung einer Viehheerde bald erreicht wurde, darüber hat ein berühmter

Sachverständiger auf dem Platze sein überaus günstiges Gutachten ausgesprochen. Wir gedenken noch oftmals der herzlichen Freundschaft des längst verstorbenen Professors und redlichen Nationalökonomen Richter von Tharand, dessen gewaltiges weil positives Wissen seitdem wohl auch im deutschen Reichstage noch immer vermißt wird. Wie ihn, den aufrichtigen Freund der Kleinwirthschafter auf jenem Wiesenplane Alles interessirte, so reizte ihn auch bald zu erfahren, was denn der Tauernstier für ein geheimes Medikament in seiner Flasche herumtrüge. Der Vereinsvorstand suchte nun ihm und seinen Gefährten die Frage auf praktische Weise zu beantworten.

Um Gotteswillen! — Was thun Sie denn? — Geh'n Se man denn doch weg! so hörte man allenthalben Schreckensrufe, als derselbe auf den bedächtig dareinschauenden Stier zutrat, um die Flasche in die Hand zu bekommen und zu entkorken. Kommen sie doch heran, meine Herren, und verkosten Sie einmal das kostbare Feuer unserer Bergkobolde! So! Und er entnahm einen vollen Schluck aus dem kluksenden Flaschenbauche. Nicht um eine Welt! schrie ihm ein Hannoveraner entgegen. Und ein Anderer der Gäste rief dazwischen: Wahrhaftiger Gott! Das ist Frevel!

Der braune „Maidzog" seines Kuhharems aber blickte so still ja fast schelmisch drein, als fühlte er erst jetzt seine Mission als Flaschenträger und Mundschenk erfüllt und leckte dem herzhaften Trinker ganz traulich die Hand ab, als wolle er wenigstens auch die Aechtheit des Schnapses nachprüfen. Der Vorzug dieser auf=

fallenden Domestication der Almheerden bildete denn auch bei der wohl nothwendig gewordenen Mittagstafel im goldenen Hirschen lange ein Thema gemüthlicher Unterhaltung, und man staunte über den auffallend beruhigenden Einfluß der Aufzucht und man darf schon sagen, der mit ständigem Zureden bewirkten Erziehung des Rindes durch weibliche Behandlung und Hand. Meiner Seel! Die Alpenkühe haben Intelligenz! Nicht mehr Vieh, sondern Thier! Der Stier darf sich keck zu den gebildeten Honoratioren des Landes zählen! So ergänzte sich das Urtheil über das Erlebniß des Tages.

Und noch bevor man zum Abschied das Glas erhob, setzte einer der angemutheten Gäste noch die Thesis zu künftiger Ueberlegung fest: Schade, ja Sünde ist es, in Bayern nicht jedes der Kälber aufzuziehen! Ja, meine Herrn, Sie sollten trachten, auch diese Idee zu verwirklichen! —

Ich hörte aber zu gleicher Zeit die Kellnerin fragen: Was haben Sie gehabt? Schlegel-, Brust- oder Nierenbraten?

Bis aber die Bayern ihre Lieblingsspeise aufgeben, gibt's wohl kaum landwirthschaftliche Gaufeste mehr.

VIII.

Aus dem Munde praktischer Aerzte.

In früheren Jahrhunderten zählte die Hilfeleistung eines approbirten Medicus auf dem Lande zur größten Seltenheit.

Theils gab es überhaupt solche noch nicht, theils verursachte ihre Beiziehung große Kosten, war also nur reichen Familien möglich. Die freiherrliche Familie von Freiberg auf Hohenaschau sandte ihren Hüttenmeister in der Weihnachtswoche 1536 nach Salzburg, um die Hilfe des dortigen Doktors Fleglh in Anspruch zu nehmen. Der Bergbeamte wird sich wohl beeilt haben, seinen Auftrag so schnell als möglich zu erfüllen. Gleichwohl sahen wir aus seinen Rechnungen, daß er mit dem Doktor zu Teisendorf übernachten und hiefür 2 fl. 12 kr. Auslagen bestreiten mußte und daß sie dann über Siegsdorf fuhren, wo der Arzt allein für 47 kr. verzehrte.

Der gemeine Mann im Gefühl seines herannahenden Todes und der brechenden Lebenskraft hatte der

Familie einfach dadurch, daß er „den Löffel weggeworfen“ sein Ende angezeigt. Kein Wunder, wenn da die unverstandensten Hausmittel statt der theueren Hilfe des Arztes aufgesucht und dadurch allerlei Hokuspokus und Wahnglaube eingemischt worden sind.

Daraus mag sich denn aber auch erklären, daß das Landvolk in der Folgezeit jeglicher ärztlichen Beihilfe abhold geworden und sich dafür mit der geistlichen Sorge für die arme Seele begnügte. Gestand mir doch ein greisenhafter Altsitzer oder Austragsbauer ganz offen, daß ihm seine nach langem Siechthum eingetretene Wiedergenesung ganz und gar unwillkommen und in den letzten Weg gekommen sei, denn sein Herr Pfarrer habe ihn während der Krise seiner Krankheit so „sauber z'amagricht“ ghabt, um von der Welt zu scheiden, daß er die Reise gen Himmel zum zweiten Mal kaum so beruhigt antreten werde.

In ähnlicher Weise beobachtete ein sehr beliebter Arzt im Chiemgau einmal bei einem Berufsbesuch, daß der schwerkranke Bauer von seiner Bäuerin auffallend sauber und reinlich gehalten mit frischgewaschenem Hemd und neuem seidenen Halstuch bekleidet im Bett lag. Der Doktor konnte nicht umhin die Hausfrau wegen dieser sorgsamen Behandlung des Kranken zu loben. Die zärtliche Gattin erwiderte aber mit treuherzigem Geständniß: „Woaßt Dokta, dös hat Alles sei' Sach. Bal Er amol a Leich is, aftn is gar letz, bis man eam a anders Hemd a'ziagn ko'.“

Wenn die praktischen Aerzte auf dem Lande sich

Zeit nehmen könnten, ihre Erfahrungen aus dem Familienleben mitzutheilen, es würde sich kaum eine ergiebigere Quelle erschließen, den Volkscharakter zu beobachten, als diese Praxis. Aus der Aerzte Mund überkommen erscheinen mir etliche hieher bezügige Mittheilungen der Aufzeichnung werth.

Die Bäuerin auf der Oed lag schwer krank zu Bette und hatte schon wiederholt von Seite des Pfarrers von Siegsdorf die letzte Wegzehrung empfangen.

„Aftn sollt ma jatzt doch no' a'n Dokta kema loß'n," meint der Oberknecht.

„Scho der Verwandtschaft z'wegn," ergänzt die Oberdirn.

Und der Oberknecht spannt ein und fährt in die Stadt, damit der Arzt kommen möge, weniger in der Absicht, die Bäuerin zu retten, als in der Vorsorge, man könnte dem Ingesind von Seite der Nachbarn und verwandten Freundschaft wegen Vernachlässigung ihrer Regentin hinterher Vorwürfe bereit halten.

Der Arzt war schon auf der Landstraße unterwegs nach dem Einöd Oed, da begegnet ihn der erwachsene Sohn der Kranken.

„Seids Des leicht da Dokta? Da kinnts meintwegn wieda umwendn. Mei' Muatta werd eppat scho 's Auslöschn überstandn habn."

Nun — rief der Arzt den Buben an — wenn Deine Mutter gerade im Sterben liegt, warum laufst denn Du jetzt fort?

„Warum? Muaß denn nöt der Beck zu Siegs-

dorf allererscht wissen, wie viel er für's Traueramt Weckn z'backn hot? Wer solls denn bei eam o'frimma, bal i dös vosaama mächt?"

Daß der Bauernsohn den Tod seiner leiblichen Mutter bereits als eine jüngste unabwendbar sich ereignende Besitzveränderung behandelte, ohne auch nur die geringste Schmerzensäußerung über den Verlust zu äußern, überraschte den Doktor nicht im Geringsten, bestärkte ihn vielmehr nur in der Ansicht, daß wahrscheinlich auch hier die ärztliche Hilfe zu spät angerufen wurde. Um aber doch seiner Schuldigkeit pflichtgemäß nachzukommen, fuhr er nach dem Hofe der Patientin vollends hinaus.

Im Hause fand er die Gesindstube voller Leute, die schon in Erwartung des Abscheidens der Wittwe bereit sich eingefunden hatten, um die üblichen Trauer- und Todtengebete zu beginnen und der dabei üblichen Schnapsflasche gehörig zuzusprechen.

Um die Kranke selbst kümmerte man sich weit weniger. Dieselbe lag ganz verlassen in ihrer düstern Schlafkammer.

Wie wohl that ihr ein frischer Trunk Wasser, und manch andere Kühlung und Erquickung, die der Arzt aus seiner Handapotheke ihr gereicht hatte. Wie stärkte sie der frische Luftstrom, der durch das wochenlang nicht geöffnete und nun von kundiger Hand aufgerissene Fenster der Kranken entgegenhauchte. Zur Freude des behandelnden Hilfespenders erholte sich von Viertelstunde zu Viertelstunde die anfangs mißtrauisch umblickende Bäuerin

wenigstens so weit, daß die Hoffnung nicht ausgeschlossen schien, ihr Leben vielleicht noch einige Zeit fristen und ihr Sterben dann unter erleichterten Umständen vorbereiten zu können. Allein um Letzteres wars der Patientin nicht zu thun. Sie redete nur von ihrem Harm, noch Kosten zu verursachen und ihre Leute zu lang von der Feldarbeit abzuziehen.

Daher nahm sie auch die Zusicherung des Arztes, recht bald wieder nachzuschauen und neue Arzneien mitzubringen, höchst gleichgiltig auf, dabei nur jammernd, ob's denn noch der Mühe werth sei, für ihr Absterben weiteren Aufwand machen zu sollen. Auf dem Heimwege begegnete der Doktor zum andern Male den Sohn des Hauses und theilte ihm die tröstliche Nachricht von der sichtlichen Besserung des Befindens seiner Mutter mit.

Des Buben Gesicht zog sich unter dem struppigen Vordach seiner Haarbüschel zu einer blöd grinzenden Scheibe zusammen und mit einer anschwellenden Zornröthe übergossen herrschte er den Nothhelfer an:

„Moants leicht, ös habts da wos Gscheids g'redt, mit dem Besserwer'n? Jatzt wo i amol d'Weckn all bstellt hon, jatzt braucht d' Muatta nixn weita als sich umaz'legn. Vostehst d' Docta! Zwoamol derleidts es uns a nöt dö Todtenleichkosten zu zahln.

Ein andermal unterhielt ich mich mit unserem Gerichtsarzte. Derselbe betonte gar gern, mit welch gewaltigem Unterschiede in der gegenwärtigen Zeit die

Hygieine von Staats wegen geübt werde, während in früheren Jahrzehnten der Landgerichtsarzt mit fast oberflächlicher Controle selbst bei den Rekrutenvisitationen seiner amtlichen Verpflichtungen ledig geworden. Ja einer seiner Vorgänger bereiste die sämmtlichen Landgemeinden des Jahres nur ein einziges Mal. Bei dieser Gelegenheit ließ er sich dann alle Familien des Dorfes vorstellen, ordinirte aber auch allen, je nachdem die Zungen der Alten wie der Jungen belegt waren, dieselben Abführmittel, schalt dann Diejenigen öffentlich aus, welche den Aderlaß umgangen hatten und horchte höchstens noch die Gemeindevorsteher aus, wenn sie die Elenden im Wechsel der Pflege und des Unterhalts allwöchentlich von Familie zu Familie nicht richtig verschaffen ließen. Allgemeine Distriktskrankenhäuser waren damals noch nirgends errichtet und an gemeinsame Asyle für Aufbewahrung von Kranken, aufgearbeiteten Erwerbunfähigen oder gar für Bewahrung verwahrloster Kinder zu denken, blieb auf dem Lande der neuesten Gegenwart vorbehalten. Unglückliche Menschen, die des gemeinen Almosens geloben mußten, gab es natürlich zu allen Zeiten und allerwege. Allein Bettelleute „als Polizeiverwandte“ kannte man doch erst seit den traurigen Folgen des dreißigjährigen Krieges.*) Schon die reiche Nomenklatur aller Art von Vagabunden gibt uns hierüber Aufschluß. Die Kermessirer streunten auf den Kirchmessen umher und gesellten sich zu den Landstörzern, Geilern, Zipfern, Stirnern und

*) Volkwissenschaftliche Studien von H. Peetz S. 218 rc.

Stoßern, gegen welche erst das Landrecht vom Jahre 1616 mit Strafen einschritt. Ein weiteres Umsichgreifen heimathloser Armut als Folge von Kriegsnöthen zeigte sich im häufigen Müßiggehen von Kindern, so bei Tag und Nacht auf dem Bettel lagen. Alle „auf der Einschaff" lebenden Heimathlosen wurden gleich den arbeitsunfähigen Personen von Obrigkeitswegen freilich dem Zechprobst ihrer Geburtsgemeinde zur Abnährung überwiesen. Dieser bemühte sich jedoch, die Armen so hochgradig zu vernachlässigen, bis irgend in der Nähe Klosterpforten sich öffneten und aus christlicher Erbarmniß solchen Elenden eine „truckene Pfründ" gereicht wurde.

Gleichwohl bleibt es aber ein historisch nachweisbarer Grundzug der Chiemgauer Bevölkerung, daß sie reichlich spendete, sobald Noth und selbst auswärtig Unglück an sie herantrat. Diese laikale Mildthätigkeit äußerte sich aber meist in Stiftungen vom „Gottberat" an die samaritanisch thätigen Gotteshäuser.

Eines aber, meinte der Gerichtsarzt, ist von jenen alten Zeiten her geblieben, nämlich ein großer Starkmuth in der Selbsthilfe. Hat mich oft der Gedanke beschäftigt, setzte der menschenfreundliche Praktikus dazu, ob die Leute im Gebirge doch ein weit stärkeres Nervensystem nicht stumpfer gegen jeglichen Schmerz mache. Im Vergleich zu unserer sensibleren Stadtbevölkernng ganz gewiß. Und um seine Erfahrung in dieser Richtung an einem bedeutenden Fall zu beweisen, erzählte er mir folgendes Ereigniß:

Die Amtspflicht der alljährlich vorgeschriebenen

Impfung führte mich in eine der entlegensten Gebirgsgemeinden. Dort hatte ich gerade meine Aufgabe im Schulhause vollendet, als ein Holzknecht in dasselbe schweißtriefend hereinstürmte und sich schnaubend erkundigte, ob denn der Doktor noch zu haben sei.

Kaum hatte er den Arzt als solchen erkannt, so bat er ihn auch eindringlich ihm zu folgen. „Auf'm Birg obm is a Unglück g'schehgn! Da sollts halt mit zugreifa!“

Die erste Entschuldigung des alten Herren, daß er — selbst erst vom Krankenbette aufgestanden — ganz außer Stand sei noch einen Berg besteigen zu können, überhörte der Wilde und rief: „Hob mirs wohl denkt, daß Ihr's eppat net vermögt, bin drum selm oba groaßt! I trog Enk scho auffa, feit sie nixn — es schlaunt!“

Da konnt sich der Doktor der Aufforderung denn doch nicht entziehen und mit der kräftigen Vorspann zweier Arme gings denn über Wiesenmahder und Berglahnen besser hinauf zur Alm, als er es dachte. Während dieses Aufstiegs machte der Holzknecht den Unfall klar. Ein einschichtiger Arbeiter wurde am früheſten Morgen von einem stürzenden Baumstamm so unglücklich gequetscht, daß er mit einem Fuß vom „Drehling“ gepackt nicht mehr sich frei zu machen vermochte. Mit dem Anschwellen des Beines stieg die hilflose Lage von Minute zu Minute. An eine Rettung war in der wesenlosen Einsamkeit des Vorfalls durch menschliche Beihilfe nicht zu denken. Da faßte der Verunglückte den verzweifelten

Entschluß, hieb sich mit seiner Hacke den eingeklemmten Fuß vollends ab, verband ihn mit seinem Halstuch so gut es ihm Schmerz und Lage zuließ, und schleifte sich dann unter unsäglicher Mühsal so weit herab, bis er durch Schreien die Aufmerksamkeit einer Sennin erregte. Diese schleppte ihn dann in ihre Alm und rief so lange nach Hilfe, bis der Holzer von der anderen Bergseite herüber kam und sich sofort anschickte, nach einem Doktor gen Thal herab zu rennen.

Dem Arzte kam nun zunächst die Aufgabe zu, den bereits stark angeschwollenen Beinstumpf von der gestockten Blutsulze zu reinigen. Als er aber daran ging, die mittlerweile geschrumpften Adern zu suchen, dabei sich neue Blutungen einstellten und er die Beihilfe der Sennin in Anspruch nehmen wollte, da lief dieselbe vor die Almhütte hinaus. Sie könne unmöglich zusehen, wie der Doktor den armen Hascher schinden werde.

„Laßts doch das dumme Mensch laafa, Doktor, bal' sies net derleid'n mog. I moan, i mogs selm no' prästirn, wenn Ihr's justament net alloa z'wegn bringa kinnts. Bitt dazu gar schö um enkeren Cigarrenspitz!

Der Arzt reichte dem muthigen Patienten seinen Rauchapparat und hörte während der schmerzhaften Operation des Sehnenziehens, zu welcher der andere Holzknecht die Wadenmuskelhaut straff in die Höhe klemmen mußte, kaum einen andern Schmerzenslaut als das Zerknirschen der Cigarrenspitze im Munde des Dulders.

Nachdem der Arzt endlich dem Aermsten mit größter Anstrengung den Verband angelegt hatte, blieb er in der Hütte noch bei ihm, denn nun erwartete er wohl Wundfieber und Ohnmacht des Patienten, rief auch die g'schreckte Sennin bei und ordnete die hier mögliche Labung mit Wasser und Milch an. Als aber Stunden vergingen und der Abend hereinbrach, ohne daß sich der Zustand des Verstümmelten merklich verschlimmerte, gab er denn in Anbetracht des Mangels jeglichen Krankenlagers auf der Alm seine Zustimmung, der Kamerad möge nun den Kranken auf dem Rücken zuthal tragen. Der Doktor humpelte keuchend nebenher, und warnte den Holzer dabei wiederholt ernstlich vor seinem nun gefährlichsten Feind — den Schnaps.

„Hörst Du? während der ganzen Reconvalescenz und bis ich meinen Besuch wiederholen kann, hast Du Dich vor Allem vor Schnaps zu hüten! Sonst steh ich für nichts!“ Das war die letzte Mahnung des Arztes, bevor er den Verwundeten in der Pflege seiner Bäuerin zu Hause verlassen mußte.

Schon der Nachimpfung wegen war der Gerichtsarzt bemüßigt, die Ortschaft nach einiger Zeit, während welcher der Dorfbader den Verunglückten zu behandeln hatte, wiederum zu besuchen.

Sein Gefährte bog dabei von der Hauptstraße ab und in die zu beiden Seiten mit Heckenzäunen eingefriedete Dorfgasse ein. Diese Esterzäune sind durch die Heimweide der Viehherden bedingt, welche entlang dieser

ihrer „Hadergasse“ (richtiger Heerdengasse) ohne Hirten auf den „Detzen“*) ihren Blumbesuch abstatten dürfen. Der Fahrweg leitet durch diese Gasse. Weil aber je nach dem Bereich der Weideberechtigung der Einzelhöfe dieselbe öfters durch sogenannte Falterthörlein unterbrochen ist, so wird ein Stadtkutscher, der solche Wege mit wiederholten Hindernissen fahren muß und jedesmal vom Bock steigen und das Fallthor öffnen und wieder schließen muß, zu manchem Fluch verleidet. Findet sich also zufällig an einer solchen Viehwegsperre ein Kind oder ein altes Weib, das gegen ein gut Wort öffnet und schließt, so vermindert sich der Verdruß des Wagenlenkers um ein Bedeutendes.

So konnte am letzten Falter der Kutscher des Arztes schon von Weitem bemerken, daß ein Krüppel an der Krücke gehend das Fuhrwerk erwarte, um ihm den kleinen Gefälligkeitsdienst zu erweisen.

Als der Wagen näher kam, machte der Kutscher seinen Herrn auf jenen aufmerksam und dieser erkannte richtig seinen Patienten. Mit freudigem Gefühle grüßte der Gerichtsarzt den Pförtner, überrascht denselben bereits so rührig genesen zu erblicken.

Bis er aber ausstieg um sich des Nähern nach seinem Befinden zu erkundigen, empörte ihn ein gewisser

*) Detzen, Etzen von Atzung hergeleitet.

Geruch ebenso sehr als ein unfreiwilliges Taumeln seines Reconvalescenten.

„Hast also doch den Fußl nicht entbehren können?“

„Vozeigns Euer Gnaden! Unser lieber Herrgott läßt in die Meisterwurzkräutl'n soviel gute Geister für uns Menschen mit aufwachs'n. War grod a Sünd, bal man die net aa fürn „Gsund“ mit braucha wollt!“

IX.

Das heilige Haupt.

Auf dem Wege von Traunstein nach dem Hochgebirgsthale entlang der weißen Traun trifft der Wanderer manche den Wegtafeln ähnliche Bildnisse, auf denen des Erlösers blutiges Haupt abgebildet ist. In früheren Zeiten veranstalteten die Kirchen jener Gegend zu ehrendem Gedächtnisse desselben solenne Prozessionen, so z. B. von der Mutterkirche zu Haslach aus nach der Stadt Traunstein.

Nun saß vor Jahren ein Landschaftsmaler in Siegsdorf, während des Sommers seinen Studien hingegeben.

Da erhielt er eines Tages einen außergewöhnlichen Besuch. Die Mitglieder des Kirchenverwaltungsausschusses sprachen bei dem Künstler vor, um bei ihm ein neues „heiliges Haupt“ zu bestellen.

Sehr schmeichelhaft, meine Herren! erwiderte der Maler auf diesen ihren Antrag. Allein ich muß be-

kennen, lediglich ein Landschafter zu sein und da fühle ich mich zur Ausführung Ihres Wunsches kaum fähig und gewachsen.

Wir wollen kein Marterl! bemerkte der Kirchenprobst in der Meinung, es möchte wahrscheinlich dem Künstler die Bestellung zu unbedeutend erscheinen. Wir möchten schon ein schönes Oelbild vom Haupte des Herrn auf einer Blechtafel.

Ja, wie gesagt, male ich keine Portraits! entgegnete der Maler.

Ach! wer's versteht die Natur so prächtig auf seine Leinwand abzukunterfeien, der vermag auch leicht unsern Wunsch auch zu erfüllen.

Oder Ihr möchts halt überhaups net! platzte einer der Bauern heraus.

Dieser Einwand widersprach aber des Kunstjüngers Gefühl. Er überlegte, daß sein Künstlerruf auf dem Spiele stünde, wollte er auf seiner Absage beharren. Und dann wäre er ja aufrichtig gern bereit, den bekannten Leuten der Kirchengemeinde einen Gefallen zu erweisen, aber — ob er auch bei der Ausführung bestünde?

Endlich folgte er dem Rath seiner Gattin, die ihm zuflüsterte, doch keine Inconsequenz dabei zu sehen, falls er den Leuten zu Willen sei.

So sagte er denn zu, erkundigte sich noch nach den näheren Beiläufigkeiten des Auftrages und machte sich

dann alles Ernstes daran, als Heiligenmaler vor der Staffelei sich zu bewähren.

Aber das ging nicht so glatt, als er es anfangs meinte. Es kam nur zu bald der Moment, da sein Schaffen ihm selbst nicht genügte. Er trug wiederholt an einer Stelle Farbe auf, um sie an anderer wieder abzuschaben, bis er endlich den Vorwurf einige Tage ganz kalt stellte, um nicht in nervöser Aufregung das braune Haupt noch weiter zu überpinseln.

Da kamen denn die Vertreter des ländlichen Kultus wiederum auf seine Bude, um sich nach ihrem bestellten Bildnisse zu erkundigen.

Von einer eigenthümlichen Unruhe befangen, die fast an Verzagtheit grenzte, rückte er sein Werk in's richtige Licht, bemerkte dabei, daß er sich wohl ein Vergnügen mache, der Gemeinde zur Unterstützung ihrer Andachten einen Beitrag zu spenden, natürlich kostenfrei, und weiß Gott was er noch Alles vorbrachte, um seine Leistung in die gehörige Werthschätzung zu versetzen.

Die Mitglieder des Kirchenausschusses betrachteten lautlos derweil das Bild, betrachteten es lange Zeit.

Diese stille Pause griff den Künstler von Secunde zu Secunde merklicher an und schon zeigten sich Schweißtropfen auf seiner edlen Stirn. Er hielt es nicht länger aus und unterbrach daher endlich die peinliche Ruhe mit der Frage, ob es ihnen denn vielleicht nicht vollends ihrem Wunsche entspräche?

Da machte der als vorlaut schon bekannte Kirchenprobst endlich der beiderseitigen Verlegenheit ein Ende mit der Bemerkung;

Na, wissens! Herr Maler. Aftn mit der Zeit wird's der Regen schon so abwaschen, daß es noch g'recht wird.

X.

Eine Urwahl im Gebirg.

So oft ich im „Weil's mi freut" von Carl Stieler die jokosen Reimlein von den Bauernwahlen lese, lebt mir auch eine Wahlschlacht in der Erinnerung wieder auf, dabei ich sozusagen das Commando geführt habe. Da nun anzunehmen ist, daß in unserer raschlebigen Zeit Niemand mehr davon Notiz nehmen wird, gleichwohl aber politische Anläufe des originalen Bergvolks für die Charakteristik seiner Theilnahme am öffentlichen Staatsleben niemals außer Acht bleiben sollen, so darf wohl das Selbsterlebte werth sein nachgerade erzählt zu werden.

Es handelte sich zu Ende der sechziger Jahre um die Wahl der Wahlmänner des Amtsbezirks Traunstein, der deshalb in verschiedene Wahldistrikte eingetheilt wurde. Als Commissär der Gebirgsgemeinden Unter- und Oberwessen, Schleching und Reut im Winkel fuhr ich schon Tags zuvor in einem flotten Landauer nach Unterwessen,

um Tags darauf zur rechten Stunde am Platze zu sein. Eigentlich und aufrichtig gestanden nahm ich das Nachtquartier doch mehr in der Erwägung der vielen gastlichen Vorzüge jener damals zur Sommerfrische sehr beliebten Taferne „zum Schafferer", wo die unvergessene Tochter Marie gar viel feine Bissen, die sie in der erzbischöflichen Küche hat bereiten gelernt, mit bewußtem Ehrgeiz ihren Gästen vorzusetzen sich bemühte. Und dann wußte ich ja, daß dort auch der Oberförster von Marquartstein in seiner patronisirten Gesellschaft zu treffen sei. Diese nannte sich nicht ohne Beziehung „zum Daxboschn." Der Name eignet zwar im Allgemeinen jeder Kneipe, an deren Thüre Büsche von Dannenreisig und Fichtengeäst altherkömmlich aufgesteckt wurden, wann und so lange die Schenke offen. Allein dort konnte man auch bei Leuten, denen der quantitative Bezug von Gewerkhölzern aller Art aus dem Staatsforste zur wirthschaftlichen Lebensfrage geworden, den Grund dieser Gesellschaftsfirma aus ihrer eifrigen Theilnahme an der Zielbewußtheit ihres Vorstandes recht gut sich erklären.

Im Marquartsteiner Thale hört nämlich nächst den Bergen mehr und mehr der Körnerbau auf und in Folge des Mangels an Stroh ist der Landwirth auf ergiebige Waldstreu angewiesen. Obgleich das Forstpersonal nun in der Abgabe dieses Erforderniſſes bis an die Grenze des Waldbedarfs zu gehen befohlen ist, blieb es gleichwohl ein doch immerhin sehr anständiges Verfahren, dem Herrn Oberförster den Dank für seine edle Rücksicht in der Form geselliger Theilnahme an seinen

liberalen Bestrebungen entgelten zu lassen, wenn auch manche Fernerstehende den Urgrund dieser liebenswürdigen Harmonie auf eine dem Grundsatze do ut des basirende egoistische Spekulation zurück beziehen wollte. Die Leutchen registrirten sicher insgeheim ihren jährlichen Vortheil an dem gemüthlichen Bestand der „Daxboschn“. Ueberhaupt muß man an den schwirrenden Treibriemen des Vortheils nur nicht mit dem Finger hingreifen wollen, um sich zu versichern, daß er auch andere Rädchen treibe. Kaum war ich auf meinem Platze erst warm, so zog mich schon die nächste Transmission in die Besprechung dieser wirthschaftlichen Lebensfragen hinein. Die Alpenwirthschaft mit ihren großen Aufgaben und von den hiezu wohlberechtigten Bergbauern gesündigten Unterlassungen und lässigen Mängel verdrängte bald jedes andere Thema der anklopfenden Neuzeit. Man nahm es allgemein mit lebhafter Befriedigung auf, daß die Staatsfinanzverwaltung, welch den Wald des Salinenbereiches im Jahre 1868 einbezogen hatte, sich geneigt zeigte die uralten Almen im Hochgebirge den Alpenwirthen zu Versuchen genossenschaftlicher Molkereiwirthschaft zu offeriren, so am Hochgern und am Felhorn. Und dabei wollte die Gesellschaft zum Daxboschn auch nicht verfehlen, meiner Bemühungen in dieser Beziehung zu gedenken; aber über die Nutzbarmachung jener für die Aelpler ereignißvoll gelungenen Errungenschaften an Eigenthum kamen sie damals wie heute noch nicht in's Reine.

„No ja, und wie's beim Bier halt geht. Jetzt wird halt von der Wahlsach g'redt.“ Männer, an denen

der Oberförster schon sein Meisterstück gemacht und die nur mehr durch die grüne Brille zu sehen sich gewöhnt hatten, verstiegen sich sogar zu der Aeußerung, man könne schon in Rücksicht auf die von der Staatsregierung empfangenen Wohlthaten gar nicht anders als liberal wählen. Und in jener Morgenfrische der politischen Schulung hatten solche ehrlich gemeinte Ansichten des gemeinen Mannes noch Boden und ephemere Bedeutung. Man blieb sich noch treu und äußerte sich noch wahrhaftig. Allein nur zu bald konnte man die Schwankung erleben, die der Dichter trefflich gezeichnet:

Ja liberal — das sind wir alle;
Doch wählen thun ma schwarz.

Am Wahltag selbst weckte die Sonne mich schon in aller Frühe. Aus dem klarem Luftgewölbe verbreitete sich überall hin goldheiterer Glanz, soweit die Bergmassive nicht ihren blauen Schatten noch Versteck gewährten. Mir schien es fast als spiele die Sonne selbst ein Bischen Urwahl mit. Mit ihrer Abstimmung hielt sie hinter dem Gewölk zurück, als sei sie selbst noch nicht schlüssig ob sie für Regen oder Sonnenschein stimme. Nicht so sonnig war den Urwählern des rechten Flußufers zu Muthe. Höchstens vermochten sie durch Vollzähligkeit über die träge Mehrheit von der linken Seite der Ache zu siegen. Die Wahlstatt war nach dem Mittelpunkte des Bezirks, nach dem Dorfe Oberwessen verlegt, also inmitten eines von hohen Bergen und ihren

Almgelegern eingeschlossenen Kessels, dessen blumiger Auboden in einen traulichen Bergwinkel bis zur Ortschaft Hinterwessen hineinzieht.

Zum Wahllokal war das Friedelwirthshaus bestimmt. Es liegt an der Straße nach Reut im Winkel und wird von den Holzfuhrleuten kaum ohne Willkomm übersehen. Weil für eine Volksversammlung in den kleinen Zimmern kein Raum, ließ man als Wahlstätte den grünen Rasenplatz vor dem Hause gelten, fast erinnernd an den gefeiten und gefreiten Ring des Schrannengerichts unserer Vorfahren, allda sie ihre Taidinge und Weißthümer gefaßt und beschworen haben.

Dorthin wallten von ihren Kuraten geleitet die Bauern des Graßauer Thales. Dorthin zogen die Marquartsteiner Mannen mit ihren Unterweßner Nachbarn rechts der Ache in Gesellschaft der Forstherren. Die zogen nicht in Haufen, sie birschten vielmehr sich, mit Stutzen und Rücksack beladen, wie Vorposten vorwärts, schweigsam und doch voll der Hoffnungen — ächte Waidmannstypen. Für solche Jägernaturen erscheint auch eine Volksversammlung einem Birschgang gleich, bei dem die Macht des Stärkeren meist erst mit Findigkeit und List gepaart sich des Erfolges erfreut.

Auf der Straße wie auf dem Wiesanger trafen die Gemeinden zusammen und thaten gar nüchtern. Hier suchten sich die apathischen Gegensätze zu gruppiren und stießen sich bald genug ab. Hie die Grünen — hie die Schwarzen!

Der Herr Baron „von Herent" schüttelte zwar

dem Herrn Baron „von Drent“ zum Gruße die Hand und der Förster Hohenadel von Raiten reichte seinem Kollega von Oberwessen, dem schneidigen Kracher Marl, das farbige „Brisilglasl“ zur Ankunftsprise; allein selbst als die Leute von Reut im Winkel in dichten Schaaren um die Ecke am Felsenkeller hervorströmten und sofort von der unteren Gaststube Besitz ergriffen um mit den bekannten Voressen sich zu stärken, konnte man dennoch eine gewisse Ehrlichkeit selbst in der Scheidung noch wahrnehmen.

Des Wahlcommissärs Zweispänner mußte die Höhen der gebirgigen Straße meist im Schritt gewinnen und da ergab sich vielfach Gelegenheit die verdeckte Aufregung der „Dachsboschner“ zu beobachten.

Der Wahlcommissär ordnete darauf im oberen Zimmer des Wirthshauses das Lokal des Wahlausschusses an, vergewisserte sich der Erfüllung der gesetzlich erforderten Prämissen. Urne, Wählerlisten bis zum Schreibzeug waren am Platze. Er verlas dann zur Einleitung des Wahlaktes selbst das Wahlgesetz und erläuterte es des Langen und Breiten. Als es aber an die Arbeit des Wahlzettelschreibens ging, da trat feierliche Stille ein. Es schied sich die Heerde zusehends, indem die eine Schaar ihr Vertrauen dem hochwürdigen Herrn Vicari zuwendete, während die andern sich die Giltigkeit ihrer Zettel bei den Forstgehilfen controliren ließ.

Ganz denselben Ausdruck der Salbung wie beim Opfergang um den Hauptaltar legt sich der Bauer in

seinem Gesichte zurecht, wenn er seine Stimme in die Wahlurne wirft. Wäre das politische Bewußtsein dabei so tapfer und gewichtig wie die würdevoll scheinende Physiognomie der in Prozession herzutretenden Männer, da müßte man vom Volksentscheid Respekt haben wie von dem eines Gottesurtheils. Aber wie's da meist in der Bauernseele innen ausschaut, das zu entdecken und zu enträthseln wird nur selten einem sogenannten Volkskenner klar.

Wie wär's denn oft erklärlich und wie wäre eines Volksvertreters Wahl zu verstehen, wenn nicht meist ganz seltsame Motive draußen mitgespielt hätten, z. B. „Wart, aber dösmal geht er ein, derschlagn könn'n ma'n nit, denselben. Jetzt wißts es, Bubn, jetzt thun mer'n wählen!

Der Kerl, der denkt nit dran im Schlaf,
Jetzt wähl'n mer'n extera zur Straf!"

Aus der mittlerweile gefüllten Urne entnahm nun ein Ausschußmitglied die Wahlzettel, ein anderes las den Namen des gewählten Wahlmanns ab, damit dieselben in die Wahllisten eingetragen werden konnten, andere zwei führten die Controlverzeichnisse und bezeichneten jede Wiederholung der Namen mit Strichen, kurz das Resultat dieses bekannten Vorganges wurde mit steigendem Interesse der Wählerschaft begleitet, bis nach zusammengestellten Ergebnissen der Wahlcommissär verkünden konnte, daß die von beiden Parteien ins Auge gefaßten Wahlmänner mit Stimmengleichheit aus der Urne hervor-

gegangen seien, daher ein zweiter Wahlgang nach dem Gesetze nothwendig geworden.

Diese Kunde gab nun zugleich das Signal zu einer so hochgradigen Aufregung in der Versammlung die wahrlich schwer zu beschreiben. Es bildete sich plötzlich ein wilder Knaul, darin Alles wirr durcheinander schrie. Die rohesten Vorwürfe hagelten ordentlich auf Haupt und Glieder. Immer dicker drängte die Masse ins Haus um in der oberen Stube, wo der Ausschuß seines Amtes gewaltet, sich zu überzeugen, ob denn hier Alles mit Rechten zugegangen und vor der offenen Thüre kam es dort schon zu einem wilden Geraufe zwischen wüthenden Heißspornen.

Der Wahlkommissär, von der Woge gepackt, wurde buchstäblich die Treppe hinauf getragen oder geradelt und flüchtete dort durch die Tenne und ihre Auffahrt wieder auf die grüne Arena hinab. Vor dem Hause sprang derselbe auf den Tisch und verlas — nein er schrie die Droh- und Strafparagraphen der gesetzlichen Wahlordnung unter die Menge hinein. Denunziationen über unberechtigte Wahlbeeinflußung schallten ihm entgegen und es kostete ihm und den Gendarmen große Mühe, nur so weit die Ruhe herzustellen, um wiederholt zur Wahl schreiten zu können. Es war schon längst Mittagszeit, so gebrauchte er ein praktisches Mittel zur Besänftigung der Massen, indem er sich auf der Straße seinen Mittagsbraten anrichten und scheinbar ruhig schmecken ließ. Er beobachtete bald die Wirkung seines Gebahrens. Leute, die weiten Heimweg vor sich hatten,

mahnten oder murrten über die Zögerung der Wahlhandlung und ließen sich darum ganz gut als Organe der Beruhigung verwenden.

Kaum begann aber das Zettelschreiben wieder, so entwickelte sich daran auch sofort die eingeborne Leidenschaftlichkeit der Gruppen, die Anklage des Oberförsters gegen den Vikar von Reut im Winkel wegen unberechtigter Beeinflussung gab der Situation ein aufgeregtes Relief, reizte fast wieder zu Thätlichkeiten, zumal der geistliche Herr überwiesen werden konnte, Einzelne mit Gott weiß was für Bußen bedroht zu haben, wenn sie nicht seinem pastoralen Rathe folgen würden. Erst als der Commissär die dem Gebirgler allein imponirende „Schneid" gezeigt, den klerikalen Wühler mit Arretirung gedroht und alles Ernstes erklärt hatte, bei weiteren ungesetzlichen Versuchen die ganze Wahl zu annulliren und auf der Gemeinden Kosten vom Bezirksamt eine anderweite anberaumen zu lassen, konnte der zweite Wahlakt begonnen und weiter geführt werden. Diesmal blieb das Zünglein der Waage nicht mehr in unentschiedener Stellung. Sei es, daß mancher schlichte Hofbauer durch die Pfarrhofstaktik allzu eifriger Bevormundung in seinem im Grunde aristokratischem Wesen sich verletzt fühlte, sei es auch, daß manche Gütler von Weither in ihrer Verdrossenheit es vorzogen den zweiten Wahlgang gar nicht mehr abzuwarten, denen sich etliche Gewerksleute aus Geschäftsklugheit anschlossen — kurz diesmal hatten die Grünen mit etlichen Stimmen gesiegt.

Die Ausschußmitglieder waren noch mit dem Unter-

schreiben der Wahlprotokolle beschäftigt, da sprangen sie urplötzlich von ihren Stühlen empor und fluchten unisono über die exaltirten Narren, die vom endlichen Wahlsiege berauscht ihrer wilden Freudigkeit in der unteren Stube dadurch Ausdruck gaben, daß sie ihre Stutzen gegen die Decke des Trinklokals abschossen. Doch nun kümmerte sich Niemand mehr um den Andern, die Urwählerschaft zerstob nach allen Richtungen, theils laut schimpfend, theils aber noch weit lauter im Triumphe ausjohlend.

Als er den Wahlcommissär in seinen Landauer bekomplimentirt hatte, setzte sich der Friedlwirth zu den nun durstigen Herrn Förstern und betonte mit allem Nachdruck, wie eigentlich er und seine Freunde zum Siege geholfen hätten, weil sie doch so annehmen könnten, die Herren Forstner würden's ihnen an der Waldweide seinerzeit schon wieder vergelten.

Vielleicht calculirte er auch wie Stielers Korbinian:

Den ham d'Wahler damisch packt.
Jetzt hat'n z'erst der Forstner g'fragt:
„Auf welche Seitn bist denn g'fallen?“
„„Ja,“ sagt er, „zu die Liberallen!““
Glei' d'rauf halt'n der Pfarrer an
Und fragt'n aa: Wie hast denn than?
Ha, Korbl, mit wem hast denn g'wahlt?
Ja, sagt er, mit di' Schwarz'n halt.
Der Gischpel! Und wie war's na g'stellt
Sei Wahrheit?
Gar nit hat er g'wählt!

J. P. Himmer'sche Buchdruckerei, Augsburg.

Peetz, Hartwig,

Chiemgauer Volk Erinnerungen eines Chiemgauer Amtmannes

Bd.: 1

1892